Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 156 (1988)

Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

5/1988 156. Jahr 4. Februar

«Gemeindekatechetische Animation»
Von einem Pastoralkonzept zu einem Ausbildungskonzept. Ein Beitrag von Rolf Weibel 57

Ein marianisches Jahr
Ein Beitrag von Johann Rotten 58

Eine andere Sicht von Medjugorje
Eine Darstellung von Ludjevit Rupcić 60

Die Dekane im Gespräch mit dem Bischof Aus der Dekanenkonferenz des Bistums St. Gallen berichtet Arnold B. Stampfli 62

Noch anhängig
Aus den Beratungen des Priesterrates des Bistums St. Gallen berichtet Josef Wick 63

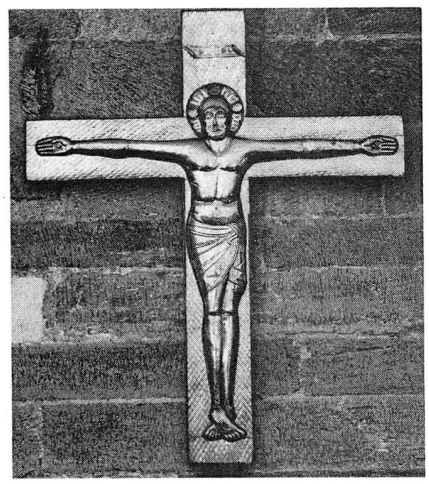
Dialog zwischen Bischof und Professoren Es informiert Max Hofer 64

Berichte 65

Bischofssynode 87: Der Frauenbund schreibt dem Papst 68

Amtlicher Teil 69

Schweizer Kirchenschätze
Kathedrale Chur: Triumphkreuz (romanisch, vermutlich um 1200)



«Gemeindekatechetische Animation»

Die gesellschaftliche und kirchliche Entwicklung der letzten Jahre hat in unserer Kirche in der deutschen Schweiz zur Erkenntnis geführt, dass das herkömmliche Tätigkeitsfeld der im Rahmen der Schule katechetisch Tätigen nicht (länger) für sich stehen kann, sondern in das pastorale Feld der Pfarrei hinein verlängert werden muss. Der schulische Religionsunterricht bedarf «der Ergänzung durch die ausserschulische Kinder- und Jugendarbeit; er bedarf der Elternarbeit und der Elternmitarbeit und wirkt darauf hin, dass der Glaube erfahrbar wird in der Liturgie der Gemeinde»[1].

Die theoretische Reflexion dieser Entwicklung führte weiter zur Erkenntnis, dass die Gemeinde und das gemeindliche Leben dabei nicht bloss Praxisfeld des schulisch gelernten Glaubens sein kann, sondern ein eigenständiger «Lernort» des Glaubens oder gar der bevorzugte «Lernort» des Glaubens werden muss. Denn zum einen ist der «Lernort» Schule gewiss eine Lerngemeinschaft, aber nicht unbedingt auch eine Glaubensgemeinschaft. Daher rührt im übrigen auch die theoretische Unterscheidung zwischen «Katechese» und «(schulischem) Religionsunterricht». Und zum andern macht die Gemeinde immer auch mit den Möglichkeiten des Christseins vertraut, und ist sie also gerade als eine Glaubensgemeinschaft ein «Lernort» des Christseins, des Glaubens.

Die Gemeinde ist also nicht nur Erfahrungsraum dessen, was in der Katechese vermittelt wird, sondern gerade als Erfahrungsraum, als Ort schon jetzt gelebten Christseins zugleich Vermittlerin, «Katechetin». Sie wird ein «Lernort» des Glaubens vorzüglich dadurch, dass in ihrem Raum der Glaube so zur Sprache kommen kann, dass Glaube und Leben ganzheitlich erfahren werden können.

Der professionelle Katechet und die professionelle Katechetin werden in dieser gemeindlichen Glaubensvermittlung, in der Gemeindekatechese weniger «Lehrer» und mehr «Praxisbegleiter». Gemeindliche Gruppen, «die den Glauben zur Sprache bringen und so Glauben biografisch fassbar machen und zu gegenseitiger Belebung, Anregung, Ermunterung und Umkehr öffnen» (40–41), anzuregen und kritisch zu begleiten ist Aufgabe einer *«gemeindekatechetischen Animation»*.

Auf eine solche Aufgabe vorzubereiten ist das Ziel der *berufsbegleitenden Fortbildung (Ausbildung) für Katecheten, Katechetinnen und Pastoralassistenten, Pastoralassistentinnen,* die das Institut für Fort- und Weiterbildung der Katecheten (IFOK) unter dem Titel *«Gemeindekatechetische Animation»* anbietet und die im Herbst 1988 beginnen wird; Anmeldefrist ist der 26. März, das erste Treffen in den Regionalgruppen findet vor den Sommerferien statt, das Einführungswochenende in Chur am 19./20. August und die erste Seminarwoche in Chur vom 3.–7. Oktober.[2]

Bis das IFOK diese Fort- bzw. Weiterbildungsmöglichkeit anbieten konnte, musste es bzw. die Planungsgruppe «gemeindekatechetische Ani-

mation» selber einen Weg gehen, auf dem sie sich auch mit den pastoralen Bewegungen und Theorien der letzten Jahrzehnte auseinandergesetzt hat. So informiert der veröffentlichte Planungsbericht[3] nicht nur über das Fortbildungskonzept, sondern bespricht auch und eingehend das gesellschaftliche und kirchliche Umfeld von «Gemeindekatechese».

In einem ersten Teil werden unter der Überschrift «Ausgangspunkt und Problemstellung» vorwiegend theologisch-katechetische und religionssoziologische Überlegungen angestellt: Was heisst Religionsunterricht, was Katechese, was Weitergabe des Glaubens (und in diesem Zusammenhang: Was meint Evangelisierung)? Warum scheint heute die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation nicht mehr gesichert? Aus der Beschäftigung mit solchen Fragen ergibt sich die Forderung, «nach neuen Formen der Glaubensvermittlung und Glaubensbegleitung zu suchen» (17). Diese neuen Formen können aber nur gefunden werden, wenn der «Paradigmawechsel in der Vermittlung des Glaubens» (17–23) wahrgenommen wird. Damit meint der Planungsbericht im wesentlichen, den Jugendlichen nicht mehr im Rahmen der Volkskirche, deren Zukunft fraglich ist, sondern in seinem Lebenszusammenhang zu betrachten.

Daraus ergeben sich bereits einige Akzente des «Fortbildungskonzeptes ‹gemeindekatechetische Animation› »: der schulische Religionsunterricht zeigt eine Wende in der Vermittlung des Glaubens an, der «Lernort» Schule ist überfordert, Weitergabe des Glaubens umfasst Inhalte wie Prozesse. Das eigentliche «Fortbildungskonzept» wird im anschliessenden zweiten Teil eingehend erörtert. Aus den Erfahrungen in der Bundesrepublik Deutschland[4] werden Konsequenzen für die Planung gezogen wie: Religionsunterricht und Gemeindekatechese müssen so geplant und organisiert werden, dass sie sich gegenseitig ergänzen; Gemeindekatechese ist nur sinnvoll innerhalb pastoraler Konzepte (Pfarrei, Region, Bistum); besonderer Aufmerksamkeit bedarf die Vermittlungsfrage (26–27). Neben strukturellen Fragen orientiert der Bericht sodann über spezifische Inhalte der Planung: Welche Gemeinde hat die Ausbildung im Blick? In welcher Weise nimmt die Gemeinde Katechese wahr? Hier folgen pastoraltheologischen Überlegungen Konsequenzen für die Planung (des Fortbildungsprojektes).

Der letzte Themenkreis des Planungsberichtes bringt Animation und Gemeinde zusammen und strukturiert von daher Inhalte und Verfahren der «Ausbildung in gemeindekatechetischer Animation». Beschlossen wird der Planungsbericht mit dem Grundsatz: «Die Visionen und Optionen für eine lebendige Gemeinde dürfen nicht verloren gehen» (50).[5] Denn daraus lebt und darauf hin arbeitet Gemeindekatechese: Eine Gemeinde, «die sich auf einen Prozess einlässt, der sie zur lebendigen Gemeinschaft macht» (41).

Rolf Weibel

[1] Institut für Fort- und Weiterbildung der Katecheten, Projekt 2: Gemeindekatechetische Animation. Eine berufsbegleitende Fortbildung (Ausbildung) für Katecheten/innen und Pastoralassistenten/innen. Ein Planungsbericht im Kontext der katechetisch-pastoralen Entwicklung in den letzten 30 Jahren, Chur, Ende August 1987, Seite 5. Die Seitenverweise im Text beziehen sich alle auf diesen Bericht.

[2] Für weitere Informationen und Gespräche wenden sich Interessierte an die Seminarleiterin der Ausbildung «Gemeindekatechetische Animation»: Barbara Ruch, Habsburgerstrasse 35, 6003 Luzern, Telefon 041-23 63 62.

[3] Anm. 1.

[4] In der Bundesrepublik Deutschland ist seit rund 15 Jahren von «Gemeindekatechese» die Rede. 1977 erschien der «Grundkurs Gemeindekatechese», 1986 das «Handbuch der Gemeindekatechese» (siehe dazu Karl Kirchhofer, Gemeinde – bevorzugter Ort und Motor der Katechese, in: SKZ 155 [1987] Nr. 41, S. 637f.) In bezug auf die deutschsprachige Schweiz erklärte K. Kirchhofer, sie kenne «nur Ansätze der Gemeindekatechese (Eucharistie, Firmung, Voreucharistische Gottesdienste, Abendgespräche)», so dass im Gegensatz zur Bundesrepublik Deutschland nicht von einer pastoralen Grundwelle geredet werden könne (S. 638).

[5] Im Anhang finden sich neben einem Literaturverzeichnis weitere Angaben zur Planung und zur geplanten Ausbildung; zudem sind wegweisende Aufsätze dokumentiert.

Pastoral

Ein marianisches Jahr

Wer mit der Kirche lebt, der weiss, dass wir seit dem letzten Pfingstfest und bis zum nächsten Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel ein marianisches Jahr begehen. Und wer sich etwas näher mit Sinn und Bedeutung dieser vierzehnmonatigen Gedenkzeit vertraut gemacht hat, dem ist sicher nicht entgangen, wie hier religiöse Zeichen gesetzt werden, die den christlichen und katholischen Glauben zugleich im Grossraum der Geschichte und im Momentbild der Gegenwart verankern. Was in der kurzen Zeitspanne des marianischen Jahres überdacht, vertieft und in den Alltag übertragen werden soll, das verweist den aufmerksam Mitfeiernden auf die geschichtlichen und theologischen Wurzeln seines Glaubens und lässt ihn aus dem Stand seiner Heilsgegenwart einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft der Heilsgeschichte tun. Aus der umgekehrten Perspektive besehen: das marianische Jahr rafft Vergangenheit und Zukunft unserer Erlösungsgeschichte wie in einem Zeitraster auf die Gegenwart zusammen. Aktualität ist immer Verdichtung des Wesentlichen im unmittelbaren Erfahrungsbereich; in ähnlicher Weise ist dieses marianische Jahr der Versuch, die grundlegenden Zusammenhänge unseres Glaubens aus dem Vorbewusstsein – und manchmal aus der hintersten Ecke einer Schublade, dort, wo wir den Taufschein aufheben! – abzurufen und ins Bewusstsein zu heben. Dem Ereignis kommt genügend Bedeutung zu, damit es auch mit entsprechender Feierlichkeit umgeben wird. Fest und Feier sind die kostbare Fassung, die ein Schönes nicht nur sichtbar macht, sondern auch seine Werthaftigkeit zur Darstellung bringt. So ist das marianische Jahr ein heiliges Zeichen, das wir in froher Ehrfurcht empfangen und deuten wollen.

Wechselnde Zusammenhänge

Es ist dies das zweite marianische Jahr in der Geschichte der Weltkirche. Das erste war 1953 von Papst Pius XII. ausgerufen worden und sollte die hundertjährige Wiederkehr der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis hervorheben. Wie heute, so wurde auch damals der Anlass mit einer Marien-Enzyklika eingeleitet («Fulgens Corona», 8. September 1953), in der die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis erläutert und in Beziehung zum kurz zuvor proklamierten Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (1950, «Munificentissimus Deus») gesetzt wird. Die Erscheinungen von Lourdes wer-

den vom Papst als Bestätigung für die Lehrerklärung über die Unbefleckte dargestellt. Der zweite Teil enthält Anweisungen für eine gelebte marianische Frömmigkeit. Diese und die persönliche sittliche Integrität des Christen werden als praktische Zwecke des marianischen Jahres bezeichnet. Sie sollen zur Erneuerung des Glaubens in der ganzen Kirche beitragen.

Das erste marianische Jahr wurde zu einem weltweiten und grossartigen Bekenntnis der Christenheit zu Maria. Die Mittel und Ausdrucksformen reichen von der «Peregrinatio» der Madonna (Prozessionen mit Marienbild) über die beliebten Rosenkranz-Kreuzzüge bis hin zu den marianischen Münzen und Briefmarken. Der Papst allein schrieb im Jahre 1954 mehr als 40 marianische Dokumente, darunter eine zweite wichtige Enzyklika («Ad Caeli Reginam») zum Abschluss der marianischen Festzeit. Mit diesem Schreiben wird das Fest des Königtums Marias eingeführt; es unterstreicht im Rückblick auch die besondere Prägung des ersten marianischen Jahres. Es nimmt sich aus wie der Wellenkamm einer immer stärker anschwellenden marianischen «Hochgezeit». Im Blickpunkt der Bewegung steht die Gestalt Marias: unbefleckt, in den Himmel aufgenommen und so Königin. Wie in der Ikonenkunst die gemalte Gestalt so dargestellt wird, dass ihre Fluchtpunkte auf den Betrachter hin konvergieren, so steht Maria in diesem ersten marianischen Jahr übergross im Blickfeld des gläubigen und meist begeisterten Betrachters. Es war der Höhepunkt der Privilegien-Mariologie, eine Zeit, in der die oft überschwenglichen Marienblüten der vergangenen Jahrhunderte als gesunde und trotz allem bescheidene Frucht in bleibenden Lehrformen aufgefangen wurden.

Obwohl der Kirche in der Gegenwart wiederum ein marianischer Papst vorsteht, obwohl zum Auftakt des Jahres wiederum ein richtungweisendes Rundschreiben über Maria erschien und der offizielle Beginn an Pfingsten zum Mondovisions-Ereignis wurde, steht Maria diesmal, gleichsam eine neue Gestalt, in einem anderen Zusammenhang.

Zwischen den beiden Jubel-Jahren liegt eine kleinere marianische Eiszeit. Auf den Enthusiasmus der frühen fünfziger Jahre folgte eine antiklimaktische Ernüchterung und die mit ikonoklastischen Zügen versehene Zeit der Wiedererwägung. Es war eine in der Tiefe äusserst fruchtbare Zeit, in der die theologische Saat des Konzils Wurzel fasste, aber für das Auge und das Gemüt blieben die marianischen Felder scheinbar leer. Alles war in den sechziger und frühen siebziger Jahren zudem nicht wohltuende Katharsis und strikte theologische Selbstdisziplin: es gab daneben den sich sperrenden theologischen Positivismus und den ökumenischen Opportunismus.

Wenn das Blatt sich inzwischen wieder gewendet hat, so kann diese Entwicklung zum Teil der Neueinschätzung und Wiederentdeckung der spirituellen Dimension von Glaube und Theologie gutgeschrieben werden. Sie hat das Klima begünstigt, in dem der Geheimnischarakter der Wirklichkeit von neuem anerkannt wird und Existenzrecht erhält. Aber es sind vor allem äusserst profilierte und aktive Gruppierungen ausserhalb und innerhalb der Kirche, die der Mariologie zu neuer Selbstartikulierung verholfen haben: in etwa die anhaltende, jedoch in mancher Hinsicht besänftigte ökumenische Fragestellung, das durch die charismatische Bewegung aufgebrachte Interesse an der Geisttheologie und ihre marianischen Implikationen sowie die Mobilisierung der sozialkritischen Madonna durch die Befreiungstheologie. Den vielleicht nachhaltigsten Impuls erhält die Mariologie jedoch aus der Anthropologie, insbesondere von der Vereinnahmung Marias durch die Frauenbewegung.

Der Impuls ist noch kein konstruktiver Beitrag und die Herausforderung nicht unabdinglich eine Bereicherung. Doch steht ausser Zweifel, dass das marianische Denken der letzten Jahre dank der Auseinandersetzung mit den erwähnten und oft militanten Bewegungen an öffentlichem Profil gewonnen hat, entweder durch die kritische Absetzung und/oder die kritische Öffnung gegenüber den erwähnten Strömungen. Damit wird aber mitnichten behauptet, die Mariologie sei auf diese Anstösse von aussen angewiesen und von ihnen auf Gedeih und Verderb abhängig. Es wurde im Bereich der Mariologie wahrscheinlich selten so ergiebig, vorsichtig und umfassend geforscht, wie seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, dessen Marienlehre nicht nur eine unerschöpfliche Fundgrube von Anregungen bietet, sondern auch einen sicheren, wiewohl verbesserungsfähigen Massstab darstellt, an dem neue und manchmal massive Anfragen an die marianische Theologie gemessen werden können. Tatsache ist, dass die Mariologie aus dem Veränderungsprozess der letzten Jahrzehnte entstaubt, entfettet und entschlackt hervorgeht. Das Bild der Maria wirkt verjüngt, humaner, ranker und schlanker; es strahlt eine neue Gesundheit aus.

Brücke in die Zukunft

Und es ist ebendieses Marienbild, das uns das neue und laufende Marienjahr vorstellt. Ein Marienbild, das im Unterschied zu jenem des ersten marianischen Jahres nicht die Verbindung zur Vergangenheit herzustellen versucht, sondern eine Brücke in die Zukunft schlagen will. Wie jeder Advent – und jeder Advent ist marianisch – auf Weihnachten weist, so will das neue marianische Jahr die Vorbereitung auf ein in grossen Zeiträumen angelegtes Gedenken der Geburtsstunde unseres Heiles sein. Es soll den Advent eines neuen liturgischen Jahrtausendkreises einleiten, und die ununterbrochene Geburt Christi in unseren Herzen ebenfalls an den grossen Etappen und Abschnitten der ganzen Heilsgeschichte ansichtig machen.

Man wirft Dionysius dem Kleinen, einem sizilianischen Mönch und Bibelkundigen des sechsten Jahrhunderts, zwar vor, er habe sich bei der Festlegung von Christi Geburtsdatum um 4 bis 7 Jahre verrechnet. Vorstösse im letzten Jahrhundert unter Leo XIII. (1884) und wiederum unter Paul VI. (1976) zur 1800- bzw. 1900-Jahr-Feier der Geburt Marias wurden beide Male mit dem Hinweis auf Datierungsschwierigkeiten abgewiesen. Noch im Juni 1982 hatte Johannes Paul II. eine neue Initiative mit den Argumenten seiner Vorgänger abgelehnt. Aber ein Jahr später lädt er zu einem langen Advent mit Maria zur Vorbereitung des Bi-Millenariums der Geburt Christi ein. Und an Neujahr 1987 ist die Überraschung perfekt: der Papst ruft ein marianisches Jahr aus. Abgesehen von den wahrscheinlichen Lücken in unserer herkömmlichen Zeitrechnung steht doch eines fest: das marianische Jahr ist eindeutig auf den Beginn des dritten Jahrhunderts ausgerichtet, so wie das Leben Marias unmittelbar auf die Geburt und das Leben des Erlösers hingeordnet war (hebräische Mädchen der damaligen Zeit waren mit 12½ Jahren heiratsfähig, selbst wenn die tatsächliche Eheschliessung erst später erfolgen konnte) – und noch ist.

Damit verliert das marianische Jahr jeden Anschein von Selbstzweck und Triumphalismus. Es leitet im Gegenteil einen langen marianischen Advent ein, während dem die Menschheit dieser Zeit zu einer neuen Gottesreife heranwachsen soll. Religiöses Denken ist immer wieder auf Metaphern angewiesen. In diesem Sinne ist Marias persönliche Entwicklung bis zur Verkündigung und Geburt des Gottessohnes ihr eigentlicher Individuationsweg, ein Prozess, in dem sie die Statur des ganz gottbezogenen Menschen erreicht. Das ist aber erst der Anfang ihres Glaubensweges, auf dem sie, in den Fussstapfen des Sohnes, den Kreuzweg der vollen Erlösung für alle nachvollzieht. Und hier finden wir das verjüngte Marienbild wieder: keine thronende und bekrönte Madonnenfigur, sondern eine im Glaubenslicht wandernde Frau; keinen in hieratischen Ewigkeitsnimbus entrückten Übermenschen, sondern das in der Begleitung durch

die Zeit wirksame Vorbild vollendeter Menschlichkeit in Gott. Hier liegt auch der Grund, weshalb das marianische Jahr über Maria hinausweist: die Verehrung Marias soll zu einem «rinnovato impegno di adesione alla volonta di Dio» werden, weil ihre Beispielhaftigkeit in der Magdlichkeit begründet liegt (vgl. «L'Osservatore romano», 2.–3. Januar 1987, p. 5).

Gott bedient sich dieser Frau, um die «Achsenzeit» herbeizuführen. Sie wird mit jeder Gottesgeburt im Menschen neu geortet und verankert, und in der Kirche wird sie zur eigentlichen Zeitrechnung und zur jeweils provisorischen Ewigkeit in der Gegenwart. Darum ist und bleibt Maria das Urbild und das Vorbild jedes Werdens Gottes im Menschen, und insbesonders jenes gottmenschlichen Leibes, der die Kirche ist. Dem Papst geht es bei diesem marianischen Jahr um eine im Glaubensvorbild Maria erneuerte Kirche. Dabei ist sie die lebendige Mutter dieser Kirche. In ihr webt der Geist Gottes neues Leben, das sie austrägt und aus sich entlässt. So stehen wir nicht einem für unsere Masse zu grossen Vorbild hilflos gegenüber: in ihr wirkt der Geist die Vollendung der Schöpfung, derselbe Geist, der in uns für die Vollendung unserer Menschheit einstehen will.

Werfen wir an dieser Stelle noch einmal einen Blick zurück auf das erste marianische Jahr (1953/54), so können wir, trotz aller Verschiedenheit, den inneren Zusammenhang zwischen den beiden nicht übersehen. Das Marienbild des ersten fordert das Marienbild des zweiten und umgekehrt. Das Bild der glaubenden und in diesem Glauben durch die Zeit pilgernden Frau wird auf den end- und überzeitlichen Hintergrund des Sieges über Tod, Zerfall und Verzweiflung projiziert. Auf den Glauben ist Verlass: er ist die lebendige Konsequenz aus Marias allreiner Empfängnis und die anspruchsvolle Voraussetzung für das volle Gelingen ihrer Geschöpflichkeit in Ewigkeit (Aufnahme in den Himmel). War das erste marianische Jahr die Gelegenheit, das nach Ursprung und Ziel vollendete Bild der Mutter des Herrn darzustellen, so will uns das gegenwärtige marianische Jahr den Weg dieser Vollendung greifbar vor Augen stellen. Und dieses ist das ganze Marienbild: ganz in Gott und ganz von dieser Welt; ganz aus Gott und ganz durch diese Welt.

Die von der UNO und anderen humanitär gesinnten Organismen verkündeten Sonderjahre jagen sich wie Stafettenläufer: kaum sind sie richtig angelaufen, werden sie schon abgelöst. Zurück bleibt bei den Aufmerksamen ein Gefühl hoffnungsloser Überforderung und Frustration, die allermeisten bringen es kaum zu einem gleichgültigen Achselzucken. Da hat das marianische Jahr grössere Erfolgschancen. Es dauert nicht zwölf, sondern vierzehn Monate; ja, es dauert nicht vierzehn Monate, sondern dreizehn Jahre. Es versucht nicht dem flüchtigen Gedächtnis der Menschheit einen besonders einprägsamen Werbespot aufzudrängen. Es möchte im Gegenteil die tieferen und existentiellen Lebensrhythmen des Menschen in Bewegung bringen, jenen Lebensrhythmus vor allem, nach dem säen, wachsen und fruchten erfolgen. Das marianische Programm bis zur Jahrtausenwende wird so zum Lebensprogramm. Marianisch deswegen, weil es ein Glaubensprogramm ist.

Johann Rotten

Eine andere Sicht

Eine andere Sicht von Medjugorje

Schriftliche Reaktionen auf Beiträge veröffentlichten wir bisher nur als Leserbriefe, weil sie in der Regel einen Akzent anders setzen, eine Ergänzung anbringen oder einen Einspruch erheben wollen. Im folgenden veröffentlichen wir eine schriftliche Reaktion erstmals unter der neuen Rubrik «Eine andere Sicht». Der von Prof. Mato Zovkić in der SKZ dargestellten Sicht von Medjugorje (SKZ 31–32/1987) stellt sein Kollege Prof. Ludjevit Rupcić eine andere Sicht gegenüber. P. Rupcić ist Franziskaner und Professor für neutestamentliche Exegese an der theologischen Hochschule der Franziskaner in Sarajevo. Weshalb wir für die Erstdarstellung Prof. Zovkić um einen Beitrag gebeten haben, haben wir begründet (SKZ 31–32/1987); weshalb wir von den zahlreichen Leserbriefen einen einzigen veröffentlicht haben, ebenfalls (SKZ 36/1987; nachzutragen bliebe, dass die Breitseite der Medjugorje-Ausgabe der «Schweizerischen Katholischen Wochenzeitung» vom 4. Oktober 1987 gegen uns mit der Wahrheit so verfährt, wie Fanatismus damit zu verfahren pflegt). Nach nicht nur guten Erfahrungen mit Befürwortern von Mejugorje freut es uns um so mehr, im folgenden einen besonnenen Befürworter zu Wort kommen lassen zu können. *Redaktion*

Ich bin überzeugt, die Redaktion der SKZ hatte ganz ehrliche Absichten, die Öffentlichkeit über Medjugorje sachgemäss zu informieren, indem sie den Aufsatz von Dr. Mato Zovkić unter dem Titel «Soll man aufgrund des Pilgerstroms in Medjugorje die Echtheit der Erscheinungen voraussetzen?», am 30. 7. 1987 veröffentlicht hat. Gerade aus demselben Grund äussere ich mich mit einer anderen Sicht des Geschehens in und um Medjugorje, weil ich der Meinung bin, dass selbst durch den Titel, insbesondere aber durch den Inhalt des Artikels, eine Gesamtschau von Medjugorje verunmöglicht ist. In Medjugorje nämlich gibt es auch etwas ganz Spezifisches, und nicht nur einen Pilgerstrom. Und eben dieses Spezifische ist die Ursache für den genannten Pilgerstrom. Erst wenn man diese Ursache in ein klares Licht stellt, kann man die Frage der Authentizität der Erscheinungen in Medjugorje stellen. Und selbst der Pilgerstrom, wie immer auch er an und für sich definiert sei, stellt an uns die Frage: Warum und wodurch wurde er ins Leben gerufen und warum dieser jahrelang anhaltende Pilgerstrom, der aller Widerwärtigkeiten, gesetzlichen Verboten und polizeilichen Massnahmen nicht nachlässt, sondern täglich grösser wird?

Als nach den Angaben der sechs Seher die Erscheinung der Gospa (Unsere Liebe Frau in Medjugorje) am 24. Juni 1981 ihren Anfang nahm, befand ich mich auf Aushilfe in der Kroatenmission in Basel. Meine erste Reaktion auf die Nachricht über die angeblichen Erscheinungen war recht negativ. Ich dachte, es handle sich um eine Manipulation, die sich gegen die Kirche, speziell aber gegen das gläubige Volk in der Herzegowina richtet. So beschloss ich, möglichst bald in die Heimat zurückzukehren und über das Geschehen ins klare zu kommen, und mich dafür einzusetzen, damit die Gläubigen nicht darunter zu leiden haben. Ich bin also nicht nach Medjugorje gegangen, um Beweise und Gründe für die Erscheinungen zu suchen, im Gegenteil. Mein einmonatiger Aufenthalt am Ort des Geschehens aber hat mich zu einem ganz anderen Entschluss geführt. Aus einem Ablehner und Bekämpfer wurde ich zum Forscher und Befürworter von Medjugorje.

Über hundertmal war ich in Medjugorje, um Fragen zu prüfen und zu studieren. Innerlich fühlte ich mich dann verpflichtet, darüber ein Buch zu schreiben, das ein weltweites Echo gefunden hat. Meinem Beispiel in den theologischen Prüfungen sind andere Fachleute gefolgt, Menschen von internationalem Ruf und hohem professionellem Ernst, allen voran der angesehene französische Mariologe René Laurentin, mit dem ich bestens zusammenarbeitete. Zur Abklärung psychologischer und medizinischer Fragen kamen wissenschaftliche Teams, speziell aus Frankreich, Italien und Jugoslawien (Prof. Dr. Stopar). Die Ergebnisse dieser

mehrjährigen Forschungen fanden in Büchern und vielen Artikeln ihren Niederschlag.

Geschichtlich-soziales und religiöses Milieu

Ein charakteristisch soziales und religiöses Milieu, das das Geschehen von Medjugorje begründet und dem Dr. Zovkić grosse Bedeutung in seinen Ausführungen über die Seher beimisst, existiert überhaupt nicht. Das soziale und religiöse Milieu von Medjugorje ist kein anderes als das von ganz Bosnien und Herzegowina, die durch eine tausendjährige Geschichte verbunden sind: Durch einen gemeinsamen Kampf gegen die Fremderoberer, den gemeinsamen Notstand mit der Häresie der Bogumilen, die allgemeine Versklavung und religiöse Diskriminierung unter der Gewaltherrschaft der Türken, die gemeinsame, jahrhundertelange ausschliessliche Franziskanerseelsorge, mit den Missständen im Zuge der Einführung der ordentlichen Hierarchie und des Weltklerus nach der Befreiung von den Türken im Jahre 1881... Wenn das die Ursache für die Marienerscheinungen in Medjugorje gewesen sein soll, dann hätten sie genauso in jeder anderen bosnisch-herzegowinischen Pfarrei stattfinden müssen.

Der Fall der zwei Kapläne in Mostar

Ungenau dargestellt ist das Problem der zwei Kapläne in Mostar, Fra Jvan Prusina und Fra Jvica Vego. Beide wurden in einem Vorgehen, das nicht dem Kirchenrecht entspricht, suspendiert und aus dem Orden entlassen. Ihr Prozess ist immer noch in Rom anhängig. Beide sind willig, sich dem Entscheid der römischen Behörden zu fügen. Dieses Problem hat mit den Erscheinungen überhaupt nichts zu tun und kann darum auch ihre Authentizität nicht in Frage stellen.

Feindseligkeiten in der Pfarrei Medjugorje

Ebenso beziehungslos zu den Erscheinungen und anachronistisch ist die aufbauschende Erzählung von Streitereien wegen des Kirchenbaus. *Mir (Friede)* wollte und will die Gospa für die ganze Welt bringen und nicht nur für Medjugorje.

Die bischöfliche Kommission

Mgr. Pavao Zanić, Bischof von Mostar selbst war der Vorsitzende der Kommission, die praktische Leitung hatte aber unser Autor Prof. Mato Zovkić. Anstatt sich mit den eigentlichen Problemen der Erscheinungen zu beschäftigen und dafür auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsteams beizuziehen,[1] kümmerte man sich um Randfragen, zum Beispiel um die Drosselung des Pilgerstroms. Darum hat der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Ratzinger, im Mai 1986 die bischöfliche Kommission aufgelöst und die jugoslawische Bischofskonferenz mit der Weiterführung der Untersuchungen beauftragt, die dann eine neue Kommission aufgestellt hat. Prof. Mato Zovkić und auch kein anderes Mitglied der bischöflichen Kommission gehören dieser neuen Kommission an.

Wechselnde Stellungnahme der Staatsbehörde

Auch die Erklärung für die Änderung der Haltung der staatlichen Organe, die jahrelang Medjugorje zu erledigen versuchten, entspricht nicht der Wirklichkeit. Zu dieser Änderung haben nicht am meisten, wie Dr. Zovkić sagt, touristische Gesellschaften beigetragen, sondern durch das Phänomen Medjugorje selbst liessen sich diese mit ihren Angeboten auf den Plan rufen. Der Grund für die Änderung der Haltung der staatlichen Organe besteht darin, dass Medjugorje tagtäglich mehr und mehr Bedeutung bekam; durch seine innere und äussere Überzeugungskraft hat es sich den Behörden einfach aufgedrängt. Als diese sich der Realitäten bewusst wurden, begannen sie, auf ihre eigene Art und Weise ihnen Rechnung zu tragen. Es wäre logischer, in diesen Änderungen das Einwirken Gottes zu erblicken, weil zu Beginn der Erscheinungen alle, beginnend bei den Eltern der Seher, über Dorf, Pfarrei, Pfarrer mit seinem Kaplan bis zu den staatlichen Behörden, dagegen waren. Schliesslich, woher soll eine solche Änderung bei ihnen allen gekommen sein?

Änderung der Haltung beim Bischof

Die Erklärung für die jetzige ablehnende Haltung des Bischofs bleibt uns Dr. Zovkić schuldig. In den ersten Wochen der Erscheinungen veröffentlichte er zwei Briefe, worin er sowohl die Seher in Schutz nimmt und von ihnen sagt, dass sie nicht lügen, als auch die Franziskaner verteidigt, dass sie sich keiner Manipulation schuldig gemacht haben. Heute aber sind die Seher für den Bischof Roboter und die Franziskaner charismatisch begabte Manipulierer.[2] Aber trotz seiner heftigen Gegnerschaft hat der Bischof *es nie gewagt, die Unechtheit der Erscheinungen auf Grund seiner bischöflichen Autorität zu erklären.*

Der Pilgerstrom

Wie diesen erklären? Dr. Zovkić schreibt, dass die Seher nichts damit zu tun haben;[3] denn «die Pilger werden so lange nach Medjugorje kommen, wie sie die Priester finden, die in verschiedenen Sprachen mit Geduld und Liebe ihre Beichte hören, mit ihnen und für ihre Kranken beten, ihren Fragen aufmerksam zuhören und unschablonenhaft antworten». Das sollen die Motive gewesen sein, die Millionen von Pilgern aus aller Welt, darunter Kardinäle, Bischöfe, Priester und Wissenschaftler bewogen haben, die mühselige und kostspielige Reise nach Medjugorje zu machen?

«Einfluss» der Franziskaner in Medjugorje

Dr. Zovkić behauptet, dass «die Erlebnisse der Seher mit den sprachlichen Ausdrücken der Gebetsgruppen und der charismatischen Bewegung dargestellt werden». Bevor diese schwer beweisbare Behauptung ankommt, müsste eine gehörige Prüfung der Texte gemacht werden. Und wenn es auch so wäre, so spräche das nicht einfach gegen die Echtheit der Erscheinungen. Man müsste ähnlich wie in der biblischen Exegese vorgehen, was Dr. Zovkić als Bibelwissenschaftler sehr gut weiss. Entscheidend ist nicht die Form der Sprache, sondern die Frage, ob der Inhalt sinngemäss gelitten hat.

Weiterhin sagt Dr. Zovkić, er hätte beim Vergleichen der Botschaften der Seher mit den Predigten der Priester von Medjugorje «entdeckt, dass alle Botschaften einen Sitz im Leben der Pastoraltätigkeit der Priester von Medjugorje unmittelbar vor und während der Erscheinungen haben», und wie er «keine einzige Aussage der Seher hätte finden können, die so übernatürlich und ausserordentlich klingen würde, um nicht an die Aussagen der Prediger und Katecheten von Medjugorje angeknüpft werden zu können».

Was die Chronik der Pfarrei angeht, so muss man sagen, dass dies, selbst wenn es genauso richtig wäre, nichts Seltsames darstellt, denn «Quidquid accipitur ad modum recipientis accipitur» (alles was aufgenommen wird, wird nach Art des Empfängers aufgenommen). Das, was nämlich die Gospa sagt, empfangen die Seher auf Grund

[1] Prof. Henri Joyeux et René Laurentin, Etudes médicales et scientifiques sur les apparitions de Medjugorje (Unter Mitarbeit von Prof. J. Cadilhac, Dr. B. Hvarau, J. Philippot, R. Volpiliere und M. René Dubois-Chabert), Paris, O.E.I.L., 1985, 172 pages.

Luigi Frigerio, Giacomo Mattalia, Luigi Bianchi, Dossier scientifico su Medjugorje (Unter Mitarbeit von 19 fachmännischen Mitarbeitern), Stampa Grafica Marelli-Como, 1986, 191 pagine.

M. Botta El. Frigerio. Le apparitioni di Medjugorje (Unter Mitarbeit von 24 Autoren: Ärzten, Theologen, Psychiatern, Neurologen, Internisten, Immunologen), Pessano Milano, Mimep-Docete, 1984, 192 pagine.

[2] Schreiben des Bischofs P. Zanić an Bischofskonferenz vom 30. 10. 1984, S. 22.

[3] SKZ, 30. 7. 1987, S. 502,3 oben.

ihrer persönlichen Veranlagung und geben es so weiter. Dasselbe tut auch der Chronist, was aber den Inhalt nicht ändert.

Die Schwierigkeit der Unterscheidung der Erlebnisse der Seher selbst von ihrer Beschreibung ist *nicht grösser als die in der Bibel,* was Dr. Zovkić als Bibelwissenschaftler auch sehr gut weiss. Warum sollte dann diese Schwierigkeit gegen die Erscheinungen von Medjugorje sprechen, wenn sie ja auch nicht gegen die biblische Offenbarung spricht?

Das Verhältnis von Heilungen und Bekehrungen zu den Erscheinungen

In seinen Anstrengungen, den Erscheinungen von Medjugorje den übernatürlichem Charakter abzusprechen, behauptet Dr. Zovkić: «Ich will nicht sagen, dass die Seher nichts erleben, sondern dass ihre Erlebnisse psychogene Phänomene sein könnten.»[4]

Da ist kein Platz mehr für Übernatürlichkeit. Dr. Mato Zovkić ignoriert ganz bewusst unwiderlegbare Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen, die von kompetenten und gewissenhaften Fachleuten, unabhängig voneinander, gemacht wurden. Sie haben die verschiedensten Phänomene von Medjugorje studiert und dabei klare Beweise erbracht, dass erstens die Kinder gesund sind, dass zweitens ihre Erlebnisse in keinem Zusammenhang mit irgendeiner Krankheit, besonders mit Epilepsie und Halluzinationen stehen, dass drittens jeglicher natürliche Einfluss von irgend etwas oder irgendjemand ausgeschlossen ist und dass viertens einige kritisch geprüfte Heilungen die medizinischen Möglichkeiten übersteigen. Darüber sind Bücher geschrieben und Dokumentationen veröffentlicht worden, wie zum Beispiel im Falle von Diana Basile, wo 142 ärztliche Zeugnisse vorliegen, unterzeichnet von 25 Fachärzten, die für eine wunderbare Heilung sprechen.

Der Versuch, die Wunder und Bekehrungen in Medjugorje einfach mit dem Glauben der sakramentalen Kirche oder Hoffnung der Betenden zu erklären, wirft unumgänglich die Frage auf: Warum geschieht das ausgerechnet in Medjugorje und nicht auch an anderen Orten?

Dr. Zovkić zählt auch einige Fragwürdigkeiten auf, die für ihn gegen die Authentizität der Erscheinungen sprechen. Eine solche stellt für ihn die Aussage der Gospa dar, die laut Mirjana gesagt haben soll, dass alle Religionen[5] gleichartig wären.

Zuallererst muss man bedenken, dass «Glaube» im Kroatischen ein mehrdeutiges Wort ist, und in der Umgangsprache wird es auch für die Nation verwendet. So wird bei uns oft gesagt, dass das Volk der Kroaten (die Katholiken sind), das Volk der Serben (die Orthodoxe sind) und das Volk in Bosnien und Herzegowina (die Katholiken, Orthodoxen und Moslems sind) und auch gleichberechtigt sind. Dass dem so ist, ist ersichtlich aus der Botschaft der Gospa vom 10. Januar 1983: «Ihr seid nicht Christen, wenn ihr nicht auch andere Gläubige achtet.» Eine andere Schwierigkeit stellt die «Lüge» von Jvan hinsichtlich der Bekanntgabe des «grossen Zeichens» dar, von dem die Gospa den Sehern gesprochen hatte. Die Gospa hat, laut den Aussagen der Seher, verboten, vor ihrer Erlaubnis dieses Zeichen bekanntzugeben. Jvan, dazu befragt, hat unter dem Druck von mehreren Seiten etwas auf ein Papier geschrieben und den Umschlag geschlossen. Aber später sagte er den Mitgliedern der Kommission, er habe nichts geschrieben. Als der Umschlag mit seiner Zustimmung geöffnet wurde,[6] stellte man fest, dass er doch etwas geschrieben hatte. Hat Jvan nun gelogen? Ja und nein, denn er hat «nichts» über Inhalt und Datum des «grossen Zeichens» geschrieben. Dennoch hat er eine Angstlüge gesagt, die aber nichts zu tun hat mit der Tatsache der Erscheinungen, zu der er nach wie vor und mit Sicherheit steht. Wird ein Mensch wegen einer solchen Schwäche unglaubwürdig? Wer von uns wäre dann noch glaubwürdig? Zudem ist die Darlegung der «Angstlüge» Jvans so mangelhaft, dass sie als Dokument wertlos ist.

Schwierigkeiten zur Anerkennung

Der bekannte heutige Mariologe R. Laurentin, der zugleich der wohl anerkannteste Kenner der Geschichte aller Marienerscheinungen in der Kirche in den letzten 150 Jahren ist, sagt, wohlvertraut mit allen Schwierigkeiten, die Dr. Zovkić ankündet: «Von allen Marienerscheinungsorten hat Medjugorje die wenigsten und die kleinsten Schwierigkeiten, anerkannt zu werden.»

Die Vermutungen

In Ermangelung stichhaltiger Beweise gegen die Glaubwürdigkeit der Erscheinungen von Medjugorje greift Dr. Mato Zovkić nach puren Unterstellungen und Vermutungen. Trotzdem möchte ich einige Punkte als Beweis für unerlaubten Apriorismus in der Bewertung der Ereignisse von Medjugorje nennen.

1. Die Vermutung, dass Jvan etwas über das grosse Zeichen geschrieben habe, weil er keine Zeit hatte, von den Medjugorje-Patres gewarnt zu werden.[7]

2. Die Vermutung eines Zusammenhangs zwischen den Erscheinungen in Medjugorje und einer mehr als hundert Jahre alten Legende:[8] «... dass am Ort der ehemaligen grossen Kirche in Medjugorje zahlreiche Zeugen oft ein sehr starkes und rosiges Licht gesehen haben. Das Volk denkt, dass das Licht einen grossen, da verborgenen Schatz verhüllt.»

3. Pure Unterstellung ist die mögliche Einmischung[9] der Medjugorje-Seelsorger in den Fall der zwei Kapläne von Mostar.

4. Die Behauptung, dass die Erlebnisse[10] der Seher «psychogene Phänomene» sein könnten.

Innerkirchlich katholische Toleranz

Der Toleranz-Ruf hat nur dann einen Sinn, wenn bei all denen, die anders denken, der gute Wille und die Aufgeschlossenheit der Wahrheit gegenüber vorausgesetzt wird. Ohne dieses führt Toleranz zu Indifferentismus und Resignation und niemals zur Wahrheit in Liebe, die einzig die Menschen zu befreien imstande ist (vgl. Joh 8,32).

Ljudevit Rupcić

Aus dem Kroatischen übersetzt von Rudolf Cifrić

[4] SKZ, 30. 7. 1987, S. 501,3 Zeile 40.
[5] SKZ, 30. 7. 1987, 501,3 oben.
[6] René Laurentin, Dernières nouvelles, n° 4bis, S. 4, 17 ff.
[7] SKZ, 30. 8. 1987, S. 502,1 Mitte.
[8] SKZ, 30. 8. 1987, S. 499,3 unten.
[9] SKZ, 30. 8. 1987, S. 499,2 unten und 501, 1,2.
[10] SKZ, 30. 8. 1987, S. 501,3 Zeile 40.

Kirche Schweiz

Die Dekane im Gespräch mit dem Bischof

Dreimal pro Jahr treffen sich im Bistum St. Gallen die zwölf Dekane und Vertreter der Ausländerseelsorger mit dem Bischof und weiteren Mitgliedern der Bistumsleitung zu einem Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Von diesem Informationsfluss in beiden Richtungen gehen immer wieder wertvolle Impulse aus.

An der letzten derartigen Zusammenkunft im Jahre 1987 stand neben einem Rückblick auf die Tätigkeit der Dekane vom Sommer 1986 bis zur Mitte des Jahres 1987 die Frage von *Sonntagsgottesdiensten ohne Priester* im Mittelpunkt. Diözesankatechet *Edwin Gwerder* berichtete einleitend über eine Tagung im Haus Bethanien in St. Niklausen (OW), wo Pfarrer Dr. Josef Manser, Speicher, mit seinem Referat die zwei Schwerpunkte «Kirche als Communio» und «Sakramentalität des Wortes» gesetzt hatte.

(Die für die Schweiz geltenden Richtlinien, herausgegeben von den Bischöfen, sind publiziert in SKZ 155 [1987] Seiten 566–570.) Verschiedene den Dekanen vorgelegte Denkanstösse sollten anschliessend an diese Orientierung die Diskussion beleben. In dieser ist unter anderem darauf hingewiesen worden, dass Vesper, Andachten usw., die früher regelmässig gepflegt worden waren, in den letzten Jahren mehr und mehr in den Hintergrund gerückt sind. Wo solche heute noch gehalten werden, sind sie meistens schlecht besucht (zumal die zeitliche Ansetzung aus verschiedenen Gründen auch nicht immer optimal ist). Sicher, so ein anderes Votum, dürfe ein Priester nicht zum «Messetäter» werden. Für Notsituationen habe das Volk bestimmt das nötige Verständnis. Dieses sei jedoch kaum vorhanden, wenn anstelle der Messe ein Wortgottesdienst gehalten werde, der Pfarrer jedoch im Pfarrhaus sei, aber die Messe nicht feiere, weil er sonst an diesem Tag zu viele Gottesdienste halten müsste.

Bischofsvikar *Ivo Fürer* hielt fest, dass die erwähnten Richtlinien das «Üben» für eine mögliche Notsituation nicht zulassen. Eine solche müsse hic et nunc vorhanden sein. Klar geregelt sei sodann die Leitung eines solchen priesterlosen Sonntagsgottesdienstes. Der Pfarrer überträgt die Durchführung solcher Gottesdienste einem Diakon oder einem hauptamtlich in der Seelsorge tätigen Laien oder anderen dazu kirchlich beauftragten Personen, zum Beispiel Lektoren, Mitgliedern einer Liturgiegruppe usw.

Aus der Mitte der Konferenz wurde darauf hingewiesen, dass die kleinen Pfarreien, welche keine vollamtlichen Pastoralassistenten, Katecheten oder Jugendseelsorger haben, diesbezüglich vergessen worden seien. Hier müssten andere Leute gesucht werden, welche einen priesterlosen Gottesdienst vorbereiten und leiten können. Dafür müssten sie aber entsprechend ausgebildet sein. Vor allem sollte man sich wappnen für den Fall, dass unerwartet eine Vakanz eintritt, ein Priester wegen Krankheit ausfällt und innert nützlicher Frist keine Aushilfe mehr angefordert werden kann. Vorteilhaft sei es, so Edwin Gwerder, wenn nicht eine Person allein als Gottesdienstleiter fungierte, sondern zwei oder drei Leute gemeinsam. In diesem Zusammenhang wurde auf ein Kursangebot im benachbarten Vorarlberg hingewiesen, das biblisch-liturgisch ausgerichtet war und für das sich rund 800 Teilnehmer interessiert hatten. Von diesen haben sich nachher etwa hundert bereit erklärt, in Gottesdiensten mitzuwirken. Auch bei uns gibt es zahlreiche Männer und Frauen, welche beispielsweise den Glaubenskurs mitgemacht haben, die nun aber «brach» liegen. Diese gelte es zu motivieren.

Bischof *Otmar Mäder* sprach sich entschieden gegen «Trockenübungen» aus. Es brauche schon eine Notlage, wobei man die Ferienzeit durchaus als solche betrachten könne. Sicher nötig sei eine gewisse Koordination, damit nicht in einer Region alle Priester zur gleichen Zeit in den Ferien weilen. Die Einführung von priesterlosen Gottesdiensten soll stufenweise erfolgen. Mitglieder einer Liturgiegruppe können vorerst zusammen mit dem Priester einen Gottesdienst gestalten, mit dem Pastoralassistenten oder Katecheten zusammenwirken, vielleicht dann im Team einen Wortgottesdienst vorbereiten. Bei der Auswahl sei darauf zu achten, dass jene Personen gewählt werden, welche es auch machen können. Es gibt auch wertvolle Pfarreimitglieder, welche durchaus bei der Vorbereitung helfen können, aber weniger gut bei der Durchführung. Alle Mitwirkenden sollten wenigstens den Glaubenskurs besucht haben. An ihn können sich verschiedene Möglichkeiten anschliessen, beispielsweise biblisch-liturgische. Hier öffnet sich für jene Leute eine Chance, welche aus irgendeinem Grund für den Religionsunterricht nicht in Betracht kommen, etwa, weil sie während der Woche nicht abkömmlich sind. Dem Bischof ist die gute Gestaltung von priesterlosen Gottesdiensten ein grosses Anliegen. Er bat deshalb die Dekane, dafür besorgt zu sein, dass in den einzelnen Dekanaten gut überlegt wird, wie die Sache an die Hand genommen werden soll. Gestützt auf die konkreten Wünsche der Dekanate ist die Liturgische Kommission, wie Edwin Gwerder abschliessend zusicherte, bereit, ein klares Konzept auszuarbeiten.

Ergänzend zu schriftlichen Berichten einzelner Dekanate gab es an dieser Zusammenkunft auch eine *Aussprache über das Bistumstreffen* vom 12./13. September 1987. Die davon ausgegangenen Impulse sind äusserst vielfältig. Ein Dekan hat davon gesprochen, 1990 die Volksmission auf der Grundlage der Foren beim Bistumstreffen aufbauen zu wollen. Besonders betont wurde die Feststellung, dass sowohl Jugendliche wie Erwachsene an Glaubensfragen ein eminentes Interesse gezeigt hatten. Viele möchten mehr Religiöses erleben. Da gelte es, aufzupassen, damit nicht in Richtung Sekten Sumpfblüten wachsen.

Im *Informationsblock* orientierte Bischofsvikar *Ivo Fürer* über den Stand der Vorbereitungen für einen Weltbund für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung. Die katholische Kirche arbeitet hier mit, allerdings nicht ganz vorbehaltlos, weil sich von der Stellung des Papstes her ein ekklesiologisches Problem ergibt. Ein weiteres Problem bildet die Tatsache, dass der Friedensbegriff nicht einheitlich verstanden wird, insbesondere im Osten etwas anderes bedeutet. Für das Jahr 1988 sind in der Schweiz verschiedene nationale oder regionale Aktivitäten geplant, durch die immer mehr Leute zum Mitmachen angeregt werden sollen. (Die nächste Dekanenkonferenz ist angesetzt auf Montag, den 29. Februar 1988.)

Arnold B. Stampfli

Noch anhängig

Es ist etwas hängengeblieben aus den Verhandlungen im Priesterrat und im Seelsorgerat des Bistums St. Gallen der *vergangenen* Jahre. *Themen,* die dort noch nicht behandelt werden konnten, wie: Sonntag; Menschen zwischen 20 und 30; Familie im Spannungsfeld der Glaubensvermittlung; Geschiedenen-Seelsorge; Quartierseelsorge; Ort der Taufspendung (Tauf-Tourismus), werden einbezogen in die Themenwahl der neuen Amtsperiode.

Aber auch *Strukturfragen* sind hängengeblieben. Wo liegt die spezifische Aufgabe des Priester-Rates (eines Seelsorger-Rates) neben dem Seelsorgerat, der Dekanenkonferenz, dem Ordinariatsrat? Die Mehr-Gleisigkeit der verschiedenen Beratungsgremien des Bischofs liegt schon länger zutage.

Leitlinien des Bischofs

Das hat Bischof *Otmar Mäder* nach dem Eröffnungsgebet in seiner *Einführung* zur konstituierenden Sitzung vom 13. Januar 1988 aufgenommen. Und er hat gleich angezeigt, nicht nur den Mitgliedern des Rates, sondern auch ihm selber sei es ein Anliegen, diese Frage im Verlauf der kommenden Jahre zu klären. Dies entspricht auch Eingaben verschiedener Dekanate. Wie sich in der späteren Aussprache herausstellte, wird von Priesterräten wegen der vielen diözesanen Gremien eine (hier vermeidbare?) Überbelastung befürchtet, und eine Frustration. Immer mehr Räte, immer mehr Sitzungen – aber immer weniger Priester: das geht nicht auf. Und die Frage der Effizienz steht erst noch auf einem anderen Blatt.

Der Bischof kennt diese Sorge und hat ihr von sich aus schon zu Anfang einen Platz gegeben. Gerade weil ihm am Priesterrat etwas liegt. Weil er die Arbeit und die Anliegen dieses Gremiums ernst nimmt. Nicht nur, um Paragraphen im neuen Kirchenrecht Genüge zu tun, sondern um Delegierte seines Presbyteriums als *Beistand* zur Leitung des Bistums zu haben.

Von daher sind die *Wünsche* des Bischofs zu sehen: Präsenz an den Sitzungen,

auch wenn daneben noch viele andere Pflichten wahrzunehmen sind von denen, die sich wählen lassen; aktives Mitmachen mit dem Risiko, dass Nicht-Übereinstimmung offenbar wird, aber auch mit der Chance, dass mitten in der pluralistischen Kirche Einheit entdeckt wird; Weitergeben der Informationen in der Dekanatsversammlung, auch in der Pfarrei – möglichst sachlich, damit nicht Votanten des Rates blossgestellt werden; Gemeinsames Gebet als Grundlage der Sitzungen und der weiterreichenden Gemeinsamkeit im Glauben; Pflege der Kameradschaft, um einander menschlich näher zu kommen.

Zur *Themenwahl* äusserte sich der Bischof folgendermassen (mit Bedacht in dieser Reihenfolge): Praktisch-Mögliches soll in den Beratungen im Vordergrund stehen; Gruppen, die eine besondere Betreuung erfordern, sollen in den Bemühungen des Rates einen gesicherten Platz haben; visionäre Zukunftsüberlegungen dürfen nicht fehlen; heisse Themen sollen nicht umgangen werden.

Vorschläge aus den eigenen Reihen

Aus dem Kreis der *neuen* Ratsmitglieder wurden folgende *Themenwünsche* vorgebracht: Die Belastbarkeit des Priesters bei fortdauerndem Priestermangel; wie und aufgrund von was kann Glaube heute vermittelt werden?; die Sakramentenpastoral, speziell bei Taufe, bei Firmung, beim Ehebund; Aids und die Angst davor – wie geht der Seelsorger damit um?; Pastoration und Sakramentenspendung bei Leuten, die aus der Kirche ausgetreten sind; Beitrag der Kirche(n) zum eidgenössischen Jubiläum 1991; Tagsatzung der katholischen Kirche Schweiz; ein ökumenisches Mittun beim «Bund für Gerechtigkeit, Frieden und Erhaltung der Schöpfung»; Armeeseelsorge und koordinierte Seelsorge; das Verhältnis von Weltpriestern und Ordenspriestern; die Beziehung von Klöstern zu den Pfarreien und umgekehrt; die Schrumpfung der Priesterzahlen und die kleinen Dekanate. – Es wird noch auszumachen sein, was davon im Priesterrat und was im Seelsorgerat verhandelt wird.

Hängengeblieben sind mir nicht nur diese wichtigen Anliegen, sondern dass viele Priester von ihnen zuinnerst angerührt und beunruhigt sind.

Hängengeblieben ist schliesslich die offene, noch nicht bewältigte *Diskussion,* ob zu den Sitzungen des Priesterrates regelmässig auch Laienseelsorger eingeladen werden sollen. Das war bis jetzt der Fall. Dass sie zu dieser Sitzung weder eingeladen noch darüber informiert worden sind, hat eine längere Aussprache ausgelöst. Mit Enttäuschung auf der einen Seite, mit einer Erklärung, warum dieses Vorgehen gewählt wurde, auf der andern Seite. Verschieden gelagerte Belange wurden eingebracht: Unsere Laien-Seelsorger haben teil am gleichen Auftrag, der dem Priester aufgegeben ist. Ihre Institution wird nicht in Frage gestellt. Also liegt es nahe, (mindestens) eine Delegation von ihnen mit beratender Stimme regelmässig an den Sitzungen des Priester-Rates teilnehmen zu lassen. Anderseits: spezifisch priesterliche Anliegen und Probleme (genannt wurden die Sakramenten-Verwaltung, im besonderen das Vorstehen in der Messfeier; dann der zölibatäre Lebensstil) sollen auch allein unter Priestern verhandelt werden können, weil dann alle Austauschenden von den gleichen Bedingungen betroffen sind.

Ein *Mehrheitsbeschluss* hielt schliesslich fest: In der Regel ist die Delegation von Laien-Seelsorgern zu den Sitzungen des Priesterrates einzuladen, ausser bei spezifisch priesterlichen Themen. Eine Nicht-Einladung ist jeweils zu begründen. (Womit meines Erachtens formell ein vertretbarer Entscheid gefällt ist über eine Situation – nämlich über das Zueinander von geweihten und nichtgeweihten Seelsorgern –, die weder für die einen noch für die andern befriedigend geklärt ist.)

Fortsetzung des Zusammenseins

Der Schluss der Sitzung hat den Bogen zu ihrem Beginn *im Gebet* geschlossen. In der Stadt-Kirche Sankt Otmar haben wir die Sext gebetet, und der Bischof hat das Tagesgebet ausgelegt. Dann sind wir zurückgebummelt zum die Sitzung abschliessenden *Mittagessen* im Otmarssaal des gediegen retaurierten Pfarreiheims Sankt Otmar. Zusammen mit Bischof Otmar, der uns am Morgen seinen und dieser Pfarrei Patron vorgestellt hat, zusammen mit den Ratsmitgliedern, zusammen mit dem Ortspfarrer Meinrad Gemperli, der uns zu Beginn der Sitzung willkommen geheissen hatte, und mit der Pastoralassistentin der Pfarrei Vreny Baumer.

Künftig werden im *Büro des Priesterrates* neben dem Bischof tätig sein: Bischofsvikar Ivo Fürer als Präsident (bisher); Heinz Angehrn, Vikar in Sankt Otmar (bisher), und Josef Wick, Pfarrer in Heiden. Als Ersatzmitglied steht Joachim Müller, Kaplan in Goldach, zur Verfügung.

Die meisten Mitglieder sind neu. Ich bin selber – wie sie und Sie – gespannt, wie hilfreich und nützlich unsere Beratungen sein werden. Und: wie viel von der («guten, alten») Zeit der Synode 72 herübergerettet worden ist in die neuen Verhältnisse von 1988....

Josef Wick

Dialog zwischen Bischof und Professoren

Am 23. Januar 1988 fand in Solothurn das zur Tradition gewordene alljährliche Gespräch zwischen der Bistumsleitung der Diözese Basel und den Professoren der Theologischen Fakultät Luzern statt. Erstmals nahmen daran teil: die Professoren H. J. Münk und K. Maier sowie die Kanzlerin, Sr. Annelis Kurmann.

Diözesanbischof Otto Wüst betonte, dass dieser Dialog und die Begegnung gerade in der heutigen kirchlichen Situation ausserordentlich wichtig sind, da Professoren und Bistumsleitung im Dienst derselben Aufgabe stehen. «Dieser Dialog soll von der Signatur des Heiligen Geistes geprägt sein», sagte der Bischof. Rektor Dietrich Wiederkehr meinte im Zusammenhang mit der Aufgabe der Professoren: «Es ist besser, unsere Studenten rechtzeitig auf sich ankündigende Klimaveränderungen einzustellen und dies nicht erst hinterher zu tun.»

Im intensiven Gespräch wurde unter anderem erörtert: In der pastoralen Praxis werden hie und da die Schwerpunkte des Einsatzes der Pastoralassistenten/-innen (allgemeine Seelsorge) und der Katecheten/-innen (Religionsunterricht und Umfeld) verlagert, zum Beispiel wenn Katecheten Aufgaben erfüllen, für die sie die kirchliche Beauftragung nicht haben. In diesem Zusammenhang stellen sich Fragen wie: Welche Zusatzausbildung, zum Beispiel Dritter Bildungsweg oder Fortsetzung der Studien an der Fakultät, ist nötig? Gibt es andere Modelle von Weiterbildung, die geschaffen werden sollen, unter anderem auch Änderung des Dritten Bildungsweges? Was kann man tun, um die Berufsbilder zu «schützen»? Welchen Einsatz verlangt die gegenwärtige Änderung der pastoralen Situation?

Auf der Grundlage des Kirchenrechtes, der staatskirchenrechtlichen Vereinbarung zwischen dem Bischof von Basel und dem Regierungsrat des Kantons Luzern (1971) sowie des Reglementes für das Berufungsverfahren an der Theologischen Fakultät (1980) und den bisherigen Erfahrungen wurde auch darüber gesprochen, welches der sinnvollste Weg für die Beteiligung des Bischofs von Basel am Berufungsverfahren sei.

Max Hofer

Berichte

Maria – heute?

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil blühte die Mariologie noch ein letztes Mal kurz auf, um sich anschliessend für lange Zeit in Schweigen zu hüllen. Die Positionen waren erstarrt: die einen machten ihre Art der Marienfrömmigkeit zur Richtschnur der Rechtgläubigkeit, die andern lehnten sie als verkappten Astartekult, der ausser der Geburt nichts mit Christus und seiner Lehre zu tun habe, ab. Erst in jüngerer Zeit wurde die Diskussion wieder etwas belebt: Neben traditionellen Wiederbelebungsversuchen sind nicht wenige Neuansätze und neue Aufbrüche feststellbar. Es wurde immer deutlicher, dass hier sehr viele Konfliktthemen angesprochen werden: Naturalismus und Wunder, Offenbarung und Heiligenverehrung, Erlösung und Erbsündenlehre, Glaube und politisches Handeln, Glaube und Gefühle, Glaube und Geschlechtlichkeit, Frauenfragen, Kirche und Macht ...

Angeregt durch die Ausrufung des marianischen Jahres, fand vom 7. bis 11. Dezember 1987 an der Theologischen Hochschule in Chur eine Blockunterricht-Woche zum Thema «Maria, die Mutter des Herrn» statt. Referate, Gruppen- und Plenumsdiskussionen, aber auch gemeinsame Feiern brachten eine intensive Auseinandersetzung mit diesen Fragen. In dieser kurzen Zeit konnten nicht alle Aspekte angesprochen, geschweige denn geklärt werden. Im folgenden sei der Versuch unternommen, die zentralen Anliegen der intellektuell fassbaren Teile andeutungsweise einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Mariologie im Wandel der Zeit

Gleich zu Beginn der Woche legte Prof. Dr. A. Müller von Luzern ein systematisches Fundament, indem er die Etappen der geschichtlichen Entwicklung der Mariologie aufzeigte und sie im Gesamt der Theologie einordnete. In der «personal-strukturellen Phase» wird Maria im Horizont der Heilsgeschichte gesehen: Sie ist die neue Eva, denn mit ihr beginnt die Heilszeit. Als Gebärerin des Gottessohnes ist sie auch Urbild der Kirche, welche in der Taufe Gott neue Kinder im Geist gebiert. Unter dem Einfluss der Märtyrerschicksale und der frühchristlichen Asketenbewegung bricht bald eine eher «individuelle Phase» an, in der die Heiligkeit Mariens, im Sinne individueller Privilegien, und ihre Jungfräulichkeit, im Sinne der sexuellen Abstinenz, im Vordergrund stehen. Im 17. Jahrhundert folgt die «soteriologische Phase», in der die mariologischen Aussagen maximalisiert werden bis hin zur «Miterlöserin»: Maria hat mit Jesus mitgelitten und damit ihren Teil zum Lösepreis für die Schuld beigetragen. Wenn Maria nicht zur vierten Person Gottes gemacht werden darf, dann stösst die Mariologie gerade hier an Grenzen.

Am Nachmittag bediente sich A. Müller der Kirche als Vorlage für den Entwurf eines systematischen Bildes Mariens: Ihre jungfräuliche Mutterschaft ist nicht ein Zeichen, das die Offenbarung für alle sinnlich erfahrbar macht, sondern geoffenbarte Wahrheit. Sie verdeutlicht erstens, dass Jesus wahrer Mensch, wahrer Jude ist, und zweitens, *wie* Gott sich mitteilt: Gott wird Mensch für die Menschen durch die Menschen. Dazu braucht es das «Ja», das «Fiat» des Menschen: die existentielle Bereitschaft, auf Gottes Anruf eine Antwort zu *sein,* ihm in der Schöpfung, im Leben Gestalt zu geben (vgl. Gal 4,19b, der zufälligerweise zum Jahresmotto des Seminars gehört). Gerade das macht ihre in Gnade gründende Heiligkeit aus: Sie ist nicht eine Leihmutter, die nach der Geburt unwichtig wird, sondern sie lässt sich im Innersten treffen. Gott bedient sich eines Menschen, indem er ihn verändert. Ihr Ethos ist mehr als Tugendhaftigkeit: die Haltung, immer Antwort auf Gottes Anruf sein zu wollen. Von daher bereitet es auch keine Schwierigkeit, ihre leibliche Verherrlichung – wenn überhaupt in zeitlichen Kategorien – schon jetzt anzunehmen. In ihrer erstrangigen Jüngerschaft hat sie auch Teil an der kirchenhaften Sendung zum Mitwirken am Erlösungswerk. Von da her mag sie Mittlerin der Gnaden und erste Fürsprecherin genannt werden, da im Sinne der Gemeinschaft der Heiligen ewig bleibt, was zeitlich gut war.

Für eine Heimholung Mariens

in den Bereich des Menschlichen war am Dienstag Dr. M.-L. Gubler besorgt. Als Exegetin reihte sie die Bibelstellen nicht einfach aneinander, sondern präsentierte die Vielfalt der biblischen Aussagen. In der paulinischen Tradition taucht Maria nur namenlos als Mutter Jesu auf. Bei Markus zählt sie zu den Angehörigen, die, wie die Pharisäer, eher schlecht wegkommen. Matthäus hingegen setzt erste Akzente: In der Genealogie schliesst Maria die Reihe jener Frauen ab, die trotz irregulärer ehelicher Beziehungen Vermittlerinnen des Heils sind. Das urchristliche Bekenntnis der Auferweckung Jesu – in Apg 13,32 als «Zeugung» zum Sohn Gottes gedeutet (nach Ps 2,7) – wird gleichsam an den Anfang des Lebens Jesu zurückprojiziert. Zugleich ist Jesus auch «Sohn Davids» dank der Adoption durch Josef, der bei Mt der Hauptakteur ist. Die jungfräuliche Geburt ist also vor allem eine christologische Aussage: die Erfüllung der Verheissung von Jes 7,14.

Am meisten Interesse an Maria (wie allgemein an Frauen um Jesus) bekundet Lukas: Die Verkündigungs- und Geburtsgeschichte Jesu ist in ihrem antithetischen Parallelismus zu jener des Täufers zu sehen. Das Verbindungsstück bildet die Begegnung der beiden werdenden Mütter, die im Magnifikat kulminiert, jenem Lobpreis über Gott, der den Kleinen treu bleibt. In Jesus ist Gottes Geist sichtbar geworden (vgl. das «somatikos» in Lk 3,22!). Marias Ja-Wort ermöglicht die ersehnte Beheimatung des Geistes Gottes in der Menschheitsgeschichte. Maria ist bei Lk die Glaubende von Anfang an. Es ist zwar noch nicht der Osterglaube, doch sie bricht auf, nimmt die Botschaft zu Herzen, erwägt sie und lässt sich von ihr bewegen (vgl. Lk 11,27: «synetérei ... symbállousa»). So wird Maria zu unserer grossen Schwester im Glauben. Schon Ambrosius deutet Lk 11,27 in dem Sinne, dass jeder, der glaubt, das Wort Gottes empfange und gebäre. Bei Johannes veranlasst die Mutter Jesu, die in Kana an eine Hochzeit eingeladen ist (Joh 2,1–12), dass Jesus sich in einem Zeichen vor den neuberufenen Jüngern offenbart. Beim Kreuz (Joh 19,25–27) wird die Mutter Jesu (namenlos) als Repräsentantin der Heilsgemeinde an den Zeugen des Evangeliums («Liebesjünger») verwiesen. Die Stunde des Todes ist die Stunde der Verherrlichung: Jesus übergibt (paredoken) seinen Geist. Seine Mutter und die drei Frauen (die aus den synoptischen Passionsberichten bekannten Zeuginnen) bilden den Kern der Gemeinde.

Mehr feministische Fragestellungen brachten uns am Nachmittag auf Konfrontationskurs: Welche Interessen stehen hinter theologischen Aussagen? Wer sind die Leidtragenden? Maria als Modell (in Abgrenzung zum «Typos», dem «normativen, geprägten Urbild» als dynamisch offenes, transformierbares «Voraus-bild» definiert) der Jüngerschaft fordert uns heraus, die uralte Häresie der Trennung von Natur und Übernatur, Fleisch und Geist zu überwinden, uns vom Geist berühren zu lassen, ihm bei uns Heimatrecht zu bieten und Gottes verändernde, umstürzende Dynamik (vgl. das Magnifikat Lk 1,46–55) erfahrbar zu machen. Dem Dogma der «immaculata conceptio» ringt Dr. M.-L. Gubler trotz der historischen Umstände bei der Entstehung (Apologetik, restaurativ-reaktionärer Katholizismus) durchaus prophetischen Sinn ab, indem sie es ganz innerhalb der Gnadenlehre betrachtet: Von der Empfängnis bis zum Tod kann Erlösung geschehen, denn Gott schaut uns mit liebenden Augen an: Maria als die in der ersten Stunde begnadete Ersterlöste und der in der letzten Minute

«heiliggesprochene» Schwerverbrecher (Lk 23,42f.) markieren die äussersten Ränder des Erbarmens Gottes. Gerade heute, da wir an die Grenzen des Machbarkeitswahnes stossen, verweist uns dieses Dogma an die vergessene Einsicht: Alles ist Gnade!

José Amrein verschaffte uns am Mittwoch einen kleinen Einblick in die Mariologien der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. In Lateinamerika blieben pastoral verwahrloste Gemeinden zum Teil nur dank des Marienkultes der Kirche verbunden. Maria – im besonderen die Jungfrau von Guadalupe, die mit indianischen Zügen einem armen Bauern erschien – gibt vielen etwas von ihrer Identität und personalen Würde. Bedarf der Unterdrückte vor allem der Schutzmantelmadonna, so verändert sich die Marienfrömmigkeit mit der Exodussituation: Maria wird zur Begleiterin auf dem Weg, die das prophetische Lied singt, die unter dem Kreuz den Anbruch der neuen Welt erblickt. Die Pastoralarbeit ist bemüht, wie ein Baumgärtner nur die überwuchernden Triebe zu stutzen und damit die gesunden zu fördern. Weniger für die Mariologie, aber um so mehr für die Art des Theologisierens scheint mir wegweisend, wie L. Boff seine – im Gespräch mit der Volksfrömmigkeit entstandene – Hypothese, dass Maria die weibliche Form der Offenbarung Gottes darstelle und deshalb als hypostatisch mit der dritten Person der Dreifaltigkeit verbunden gelten müsse (stark verkürzt), mutig zur Diskussion stellt. Selbstverständlich wurde darüber heftig diskutiert.

Zwischen den Kirchen

Der emeritierte Prof. Dr. H. Stirnimann, Dominikaner in Luzern, und Dr. Joh. Flury, Direktor der evangelischen Mittelschule in Schiers, machten am Donnerstagmorgen auf die Schwierigkeiten im ökumenischen Gespräch über Maria aufmerksam. Die Formen der Frömmigkeit und der lehramtliche Absolutheitsanspruch schrekken offenbar unsere evangelischen Mitchristen mehr ab als theologische Aussagen, solange diese streng im Rahmen der Christologie bleiben. In einem positiven Entwurf stellte Joh. Flury Maria parallel zu Abraham als die Mutter des Glaubens hin, da sie im Ernstfall der Existenz die Hoffnung wider alle Hoffnung bewahrt. Im Glaubensbekenntnis ist Maria vor allem zur Sicherung des wahren Menschseins Christi da. Als seine Mutter verweist sie uns besonders anschaulich auf die Dialektik von Nähe und Fremdheit Christi. Wo sie aber verselbständigt wird – sei es in einer maximalistischen, sei es in einer ekklesiotypischen Weise –, entstehen grosse Bedenken. H. Stirnimann indes legte grossen Wert auf die geschichtliche Relativität und innerkatholische Umstrittenheit gewisser mariologischer Aussagen und Entwicklungen und regte an, dass sich der katholische Maximalismus wie der protestantische Minimalismus, die einander ja gegenseitig bedingen, dem Lobpreis Mariens in der Ostkirche stellen müssen, damit der Fragehorizont erweitert wird und der ökumenische Dialog stattfinden kann. Dabei dürfen aber gewisse Implikationen, wie zum Beispiel das Bild der Frau, Machtstrukturen in der Kirche und das Verhältnis zur Sexualität, nicht ausser acht gelassen werden.

Marienbilder

Mit einer Führung durch die Churer Kathedrale, die ja eine Marienkirche ist, und mit einer anschliessenden Diaschau zeigte Dr. L. Dosch, Kunsthistoriker in Chur, geschichtliche Entwicklungen und Vielfalt der Bilder von Maria. Verbarg sich hinter den einfachen Formen der Romanik noch ein tiefer Symbolgehalt, so trat von der Gotik an immer stärker das Bestreben hervor, alles bildhaft greifbar und möglichst realistisch darzustellen. Der mittelalterliche Mensch war vor allem beeindruckt von den Leiden Jesu und Mariens. Die Barockzeit hingegen erfreute sich am Glanz des Himmels und der gekrönten Maria. Als L. Dosch auch neuere und neuste Bilder zeigte, wurde spürbar, mit welchen Schwierigkeiten heute Kunst allgemein, sakrale Kunst im besonderen, zu kämpfen hat: Man erwartet klare, fassbare Formen, offensichtliche Aussagen und Erbauung; Herausforderungen oder gar Konfrontationen sind weniger erwünscht.

Die Freude an den Schönheiten des Vergangenen war auch am Freitagmorgen zu spüren. Lic. phil. et theol. Th. Egloff vom Liturgischen Institut in Zürich zeigte auf, wie das Gebetsleben und die theologischen Aussagen sich Hand in Hand entwickelten. Von der Nennung im Gebet ging man im 4. Jahrhundert dazu über, Maria auch anzurufen. Sie wurde zur Fürsprecherin, und mit der Zeit begannen die Leute von ihr all das zu erbeten, was sie sonst von Gott erbeten hatten. Die marianische Welle im 11. Jahrhundert brachte auch das Ave Maria, das mit den im 13. Jahrhundert eingefügten Jesusmeditationen zum Psalter der Laienbrüder und des Volkes wurde. Neben den marianischen Antiphonen und der Lauretanischen Litanei kamen vor allem noch die Feste zur Sprache. Aus neuerer Zeit hörten wird (für manche «leider», für andere «zum Glück») nur, dass für Marienwallfahrtsorte ein marianisches Messbuch erschienen ist, das mehr marianische Präfationen enthält als das Missale normale.

Eine Herausforderung eigener Art war das Thema *«Erscheinungen»* am Freitagnachmittag. Der Salettinerpater und emeritierte Prof. Dr. L. Volken von Balzers klärte zuerst den theologischen Ort der Privatoffenbarungen im Gesamt der Offenbarung und ihren Stellenwert für das Leben der Kirche. Die Offenbarung als solche fand ihren Höhepunkt und Abschluss in Jesus Christus. Privatoffenbarungen fügen also nichts Neues mehr zur Offenbarung hinzu, sondern dienen der «charismatischen Führung».

Als Kriterien zur Abklärung der Wahr-scheinlichkeit seien hier genannt: a) die empfangende Person: ihre physische und psychische Gesundheit; b) die Botschaft muss sich ins Gesamt der Offenbarung einfügen und von diesem her gedeutet werden; c) die Begleitumstände sollten nicht wichtiger sein als die Botschaft; und d) «an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen». Als Anwendungsbeispiel diente Medjugorje. Aus der anschliessenden Diskussion scheint mir vor allem folgende Klärung nennenswert: Nach Benedikt XIV. besteht für einen Glaubenden keine Verpflichtung, die Offenbarungen «fide divina» zu glauben, auch wenn sie approbiert wurden. Doch er tut recht, sie «fide humana» zu glauben, wenn er gute Gründe (juxta prudentiae regulas) dafür hat. Dass Erscheinungen nicht problemlos sind, zeigt der Hinweis auf dahinterstehende Interessen und den Unfug, der mit den Geheimnissen, mit apokalyptischer Angst und mit dem sozialen Druck betrieben wird.

Aus dem Evaluationsgespräch liess sich entnehmen, dass es zu wenig Gelegenheit gab, die Informationsflut in Gruppenrunden oder persönlich zu verarbeiten. Von verschiedenen Seiten wurde auch gewünscht, dass mutiger Stellung bezogen und Konflikte in Kauf genommen würden. Vermisst wurden auch Neuansätze in der Liturgik. Es gibt aber auch Stimmen, die fanden, in dieser Woche sei vor allem eine «negative Mariologie» betrieben worden. Für die Zukunft ist es zu wünschen, dass die neuen Aufbrüche irgendwie zum Blühen kommen, dass Theorie und Praxis wieder in eine Entsprechung gebracht werden und dass noch viel mehr Menschen ihre Angst vor Maria zur Sprache bringen und überwinden können und so ein «geläutertes» Verhältnis zu ihr gewinnen. Ich meine, es lohnt sich.

Gregor Ettlin

Gnade und Freiheit

Thomas von Aquin zu Ehren hat die Theologische Fakultät Luzern traditionsgemäss zu einer öffentlichen Festvorlesung,

zur Thomas-Akademie eingeladen. In seiner Begrüssung unterstrich der Rektor der Fakultät, Prof. Dietrich Wiederkehr, dass es bei diesem Anlass nicht nur zu ehren gelte, *was* Thomas gedacht hat, sondern ebenso, *dass* er gedacht hat und *wie* er gedacht hat: hier hob Prof. Wiederkehr die Offenheit des Thomas gegenüber der grossen Überlieferung des Glaubens wie der Kultur – des Denkens, der Philosophie – hervor. So sei eine Thomas-Akademie heute nicht Totenehrung, sondern Feier des Lebensrechtes eines grossen Denkens, des heiligen und gesunden Thomas. Um den Zusammenhang von christlichem Glauben und menschlicher Kultur ging es auch in der Festvorlesung, in der sich der Basler Kirchen- und Theologiegeschichtler Martin Anton Schmidt mit der Thematik *«Menschlichkeit und Gnade bei Thomas von Aquin»* beschäftigte.

Vom Aufbau der Summa Theologiae her stellte Prof. Schmidt zunächst heraus, wie für Thomas der Mensch als Inbegriff der Schöpfung verstanden wird, insofern er nicht nur von Gott herkommt (creatura), sondern zugleich und als einziges Geschöpf zu Gott hin in Bewegung ist. Der Mensch hat als einziges Geschöpf sein Ziel noch nicht erreicht; das gibt ihm seine besondere Grösse, das macht aber auch seine besondere Problematik aus: die Grösse des Menschen heisst bei Thomas «Gnade», seine Problematik «freier Wille».

In einem ersten Schritt betrachtete Prof. Schmidt den «Menschen unter der Gnade». Wo Thomas von den Wirkungen der Gnade und zuerst von der Rechtfertigung des Sünders handelt, nennt er die Rechtfertigung «das grösste Werk Gottes» (I–II, 113,9) hinsichtlich «der Grösse des Geschehnisses oder Ergebnisses»: «Die Rechtfertigung des Sünders, die ihren terminus im ewigen Gut der Teilhabe an Gott hat, ist ein grösseres Werk als die Erschaffung des Himmels und der Erde, die nur in einem Gut der veränderlichen Natur ihren terminus hat.» In durchaus vergleichbarer Weise wird von den Reformatoren die einzigartige Stellung der Rechtfertigung unter den Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens gepriesen.

In einem zweiten Schritt betrachtete Prof. Schmidt den «Menschen mit freiem Willen», wobei er an der Überlegung des Thomas (aaO.) anknüpfte, dass «von seiten der Wirkungsweise» die Schöpfung «das grösste Werk Gottes» sei: Bei der Erschaffung werde etwas aus nichts, wirke Gott allein, bei der Rechtfertigung werde etwas aus etwas, wirke der Mensch insofern mit, als «eine Regung des freien Willens mit dabei» sei. An diese Erwägung stellte Prof. Schmidt die Frage: Liegt nicht auch in der Voraussetzungslosigkeit der Rechtfertigung die Möglichkeit, sie als ein Geschehen «aus nichts» zu begreifen? Wohl ist der die Gegenwart Gottes erfahrende Mensch «in höchster Lebendigkeit seines persönlichen Mitdabeiseins, also auch der Beteiligung seines Willens zu denken». Aber dieses Mitdabeisein steht nicht auf der gleichen Ebene wie die Wirkung Gottes, «der aus denen, die den Tod verdient haben, vor Gott gescheitert sind, als Nichtige dastehen, solche macht, die leben dürfen, den Tod überwinden können. Das ist doch ein Wirken vom Tod zum Leben, in diesem Sinn vom Nichts zum Sein, in diesem Sinn schöpferisch oder neuschöpferisch.»

Müsste also Thomas, so fragte Prof. Schmidt aus reformatorischer Sicht, das Rechtfertigungsgeschehen nicht auch unter dem Gesichtspunkt seiner «Wirkungsweise» als der Schöpfung in nichts nachstehend bezeichnen? In der entscheidenden Sache hingegen seien sich Thomas und Luther einig: Niemand kann *zu* seiner Rechtfertigung mitwirken, auch wenn der Mensch *bei* seiner Rechtfertigung in einem Mitwirken des Dabeiseins und Beteiligtseins mitwirken kann. Und mit Augustinus sind beide darin einig, «dass wir nichts *zur* Erlangung der Gnade beitragen können, die aber so *bei* uns, mit uns wirkt, wenn wir sie erlangt haben, dass wir bei ihr, mit ihr erst recht lebendig werden» – und zwar auf menschliche Weise: Der Mensch arbeitet *beim* Gnadengeschehen mit, wenn er auch nicht *zum* Kommen der Gnade mitgearbeitet hat.

Für Luther steht nicht zur Diskussion, dass der Mensch *bei* seiner Rechtfertigung mitarbeitet; er legt allen Nachdruck darauf, dass es keine menschliche Mitwirkung *zur* Rechtfertigung geben kann. Für Thomas ist die Mitwirkung *bei* der Rechtfertigung keine fraglose Voraussetzung: sie gilt es vielmehr zu bedenken. Daraus ergibt sich ein *Betonungsunterschied* im Verständnis der Rechtfertigung: Luther versteht sie mehr als einen Akt, Thomas mehr als eine Gabe. Betonungsunterschiede sind im Verlauf der Kirchengeschichte zu *Sachunterschieden* geworden, über die man sich nicht mehr verständigen konnte oder wollte. Die Frage drängt sich daher auf: «Können wir uns an den Punkt stellen, wo wir einen Betonungsunterschied in der gleichen Sache so klar sehen, dass er nicht unversehens zu einem Sachunterschied wird?»

Betonungsunterschiede können für uns Heutige überdies hilfreich sein, zeigte Prof. Schmidt in einem dritten Schritt – «Thomas' Beitrag zum Verständnis der Aufgabe der Theologie» – auf. Die altkirchliche und mittelalterliche Theologie hat unter «Gnade» immer ein zweifaches verstanden: Gott selbst und «eine Gabe, die dem Menschen umsonst geschenkt ist (donum gratis datum)». So wichtig Thomas diese zweite Bedeutung auch ist, so hat er die erste doch nie ausser acht gelassen. Das Geschenk der zustandhaften Gnade (donum habitualis gratiae) wurde uns nicht dazu gegeben, «dass wir seinetwegen der göttlichen Hilfe (das heisst also der helfenden Akte Gottes selbst) nicht weiterhin bedürften».

Bei Luther ist aus dem Sowohl-als-Auch ein Entweder-Oder geworden: «Entweder tröstet uns die ungeschaffene Gnade mit ihrer Gegenwart. Und was brauchen wir dann mehr? Oder wir wollen uns mit einer geschaffenen Gnade trösten, die wir zu haben meinen. Dann aber haben wir keine Sicherheit, in der wir glauben, vertrauen, dass die ungeschaffene Gnade, Gott selbst, es gut mit uns meint, für uns und bei uns ist; und *das* wäre ja das Entscheidende.» In der Theologie Luthers ist so eine Sorge um die Gegenwart Gottes selbst im Leben des Menschen aufgebrochen – in einem Krisenbewusstsein, das Thomas so nicht kannte. Anderseits kann Thomas die Rechtfertigung als Vorgang anschaulicher machen: als ein Geschehen *am* Menschen und *im* Menschen. Bei Thomas lernt der Mensch an sich und in sich beobachten, was die Gnade alles tut oder tun kann. Bei Luther lernt er, dass alles, was an uns und in uns ist, uns weder letzte Zuversicht geben noch uns in letzte Verzweiflung stürzen kann, da schliesslich alles davon abhängt, dass Gott mit uns ist.

Für Prof. Schmidt heisst das schliesslich: Theologie von verschiedenen Seiten her, doch mit Blick auf das Eine. «Könnte es sein, dass wir uns dort befinden, wo Hilfe von beiden Seiten wünschbar ist?» Hilfe, aus dem gleichen Glauben zu leben.

Rolf Weibel

Austauschwoche deutschschweizerischer Theologiestudierender

Letztlich wurde sie doch noch zu einem Erfolg, die interfakultäre Austauschwoche vom 23. bis 28. November an der Theologischen Hochschule Chur. Im letzten Sommer beschloss das Interfac-Team – ein Gremium, zusammengesetzt aus je einem Vertreter bzw. einer Vertreterin der deutschschweizerischen theologischen Fakultäten –, statt eines Begegnungswochenendes, das nie den erwarteten Erfolg brachte, eine Austauschwoche anzubieten. Die Theologische Hochschule Chur wurde ausgewählt, das Konzept auszuprobieren. Die Idee fand bei Studierenden und Verantwortlichen der Hochschule sofort Unterstützung. Vier Studenten übernahmen die Organisation.

Einige Wochen nach Studienbeginn war alles bereit, nur Anmeldungen wollten keine

eintreffen. Die ersten beiden erreichten uns, als die Anmeldefrist eben abgelaufen war. Eine nachträgliche Werbekampagne der jeweiligen Vertreter bewirkte, dass bis zwei Tage vor Beginn immerhin 14 Anmeldungen eintrafen.

Die Woche verlief so, dass die Gäste an den regulären Vorlesungen und am Gebetsleben des Seminars teilnehmen konnten. Daneben gab es zusätzliche Veranstaltungen, so am Dienstag eine Diskussion über Spiritualität und Seelsorge und am Donnerstag eine Führung durch Kathedrale und bischöfliches Schloss sowie ein Podiumsgespräch zum Thema «Ökumene».

Die Zahl von letztlich 15 Gästen erwies sich als ideal. Es konnten alle im Seminar untergebracht werden. Dadurch ergab sich der Kontakt zwischen den Besuchern und den Hausbewohnern von selbst. Vor allem untereinander fanden sich die Gäste sehr schnell. Den ökumenischen Gottesdienst vom Donnerstag bereiteten sie gemeinsam vor. Ihr Ringen darum, das gemeinsame Glaubenszentrum liturgisch auszudrücken, fand so stark Ausdruck, dass (fast) alle, die daran teilnahmen, echt berührt und betroffen waren.

So war es nicht zuletzt ihr eigenes Verdienst, dass die Resonanz am Ende der Woche durchwegs positiv war. Wer am Anfang mit mulmigen Gefühlen im Magen die Türe des Seminars hinter sich zugehen sah, fühlte sich am Ende schon beinahe zu Hause. Vor allem jene, die die ganze Woche dabei waren, äusserten sich positiv über diese Möglichkeit des Austausches. Für das Seminar war es eine Chance, falsche Vorstellungen anderer Studierender über St. Luzi zu korrigieren und selber mit reformierten und katholischen Kommilitonen in Kontakt zu kommen, zumindest für jene Churer Studenten, die sich darum bemühten.

Walter Amstad
Beat Züger

Der aktuelle Kommentar

Bischofssynode 87: Der Frauenbund schreibt dem Papst

Seit Mitte Januar sammelt der Schweizerische Katholische Frauenbund (SKF) in den Pfarreien der deutschen Schweiz Unterschriften von *Frauen und Männern* unter einen Brief, der an Papst Johannes Paul II. gerichtet ist. In dem Brief bringen die Frauen ihre Enttäuschung darüber zum Ausdruck, dass die Aussagen der Bischofssynode zum Thema «Frau in der Kirche» die Erwartungen nicht erfüllen. Einerseits müsse aufgrund der Berichterstattung in den Medien angenommen werden, dass die Frauenfrage an der Synode gar nicht umfassend diskutiert worden sei. Andererseits wird den entsprechenden Abschnitten der «propositiones» (46 und 47) zum Teil Realitätsferne und Einseitigkeit vorgeworfen. Der Frauenbund teilt dem Papst die Sorge um eine Kirche mit, in der sich die Frauen zuwenig ernstgenommen fühlen und in welcher vor allem die Töchter (die Frauen von morgen) «keine Heimat mehr finden». Wer soll dann den Glauben weitergeben? Der Papst wird im Hinblick auf sein nachsynodales Schreiben um die Bereitschaft zu einem Dialog gebeten, «der auch Frauen miteinbezieht».

Der Brief wurde, mit Unterschriftenbogen versehen, an die Präsidentinnen aller pfarreilichen Frauengemeinschaften geschickt mit der Bitte, in ihrem Einflussbereich Unterschriften zu sammeln. Dabei wird ausdrücklich um Unterschriften von Frauen *und* Männern geworben. Der Frauenbund möchte seinem Anliegen beim Papst mit einer möglichst grossen Zahl von Namen mehr Gewicht geben.

Wie kam der Frauenbund dazu?

Den Anfang machten die Schweizer Bischöfe, welche im April 1985 die Lineamenta der Bischofssynode veröffentlichten (SKZ 17/1985) und um die Stellungnahme aller interessierten Kreise baten. Der Frauenbund hat sich damals besonders angesprochen gewusst und beteiligte sich sehr engagiert an dem Vernehmlassungsprozess. Sein Interesse galt dabei natürlich vor allem der Stellung der Frau in der Kirche. Diese Arbeit hat in weiten Kreisen des Verbandes Hoffnungen auf die Synode geweckt, die durch die Synode aber enttäuscht worden sind. Ob zu Recht oder zu Unrecht, ist eine Frage der eigenen Position in bezug auf das Thema «Frau und Kirche». Immerhin wissen die Frauen sich in guter Gesellschaft weiter kirchlicher Kreise, selbst von Bischöfen, welche «Synodenväter» waren und ihrer Enttäuschung unverhohlen Ausdruck gaben (vgl. den Beitrag von U. Ruh in der Herder-Korrespondenz 12/1987: «Hohe Erwartungen – bescheidene Ergebnisse»). Im Rahmen der alljährlichen Klausurtagung des Zentralvorstandes des SKF referierte Prof. Leo Karrer, Freiburg, eingehend über seine Beobachtungen und Erfahrungen als Laienberater von Weihbischof Bullet an der Synode in Rom. Diese Klausurtagung führte zum Entschluss, mit einem Brief an den Papst zu gelangen.

Was will dieser Brief?

Der Brief will in erster Linie den Papst erreichen. Die Frauen trauen Papst Johannes Paul II. zu, in seinem nachsynodalen Schreiben mehr Zukunftweisendes zum Thema «Frau in der Kirche» sagen zu wollen, als was die entsprechenden «propositiones» enthalten. Sie möchten ihn jedenfalls dazu bewegen, bzw. darin bestärken, war er es doch, der anlässlich seines Schweizer Pastoralbesuchs 1984 sagte: «Wir haben uns ernsthaft zu fragen, ob die Frau heute in Kirche und Gesellschaft bereits jenen ihr vom Schöpfer und Erlöser zugedachten Platz einnimmt und ihre Würde und ihre Rechte in gebührender Weise anerkannt werden.»

Man wird sich fragen: Wollen die Schweizer Frauen den Papst belehren? Ist das nicht eine Anmassung? – Mir scheint der Brief keine Spur davon zu enthalten. Er ist – und das ist zu beachten – vor allem eine Bittschrift, nicht ein Protestschreiben, welches auf irgendeine Äusserung des Lehramtes reagiert. Hier agieren die Frauen und greifen mit den ihnen gegebenen Möglichkeiten in das Werden einer kirchenamtlichen Verlautbarung ein. Damit dokumentieren diese Frauen bereits ein neues Selbstverständnis des Laien in der Kirche, welches ihnen auch dem Papst gegenüber mehr Freimut (biblisch: parrhesia) erlaubt, als unsere Grossmütter sich vorzustellen gewagt hätten. Der Papst müsste sich eigentlich über dieses Ernstgenommenwerden von seiten kirchlich engagierter katholischer Frauen eines Landes freuen können. Trotz vielfach geäusserter Zweifel über die Wirksamkeit einer solchen Briefaktion – wird der Brief den Papst überhaupt erreichen? – lässt sich der Zentralvorstand des katholischen Frauenbundes die Hoffnung nicht rauben, dass der Papst seinerseits diese Stimme von Laien ernstnehmen wird.

Bitte an die Seelsorger und Seelsorgerinnen

Die Sammlung von Unterschriften wird anlässlich einer Generalversammlung der örtlichen Frauengemeinschaft oder eines Bildungsabends geschehen. Da auch die Männer zur Unterschrift eingeladen sind, eignen sich dazu weitere Pfarreianlässe. Ich denke besonders auch an die Möglichkeit, die Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Gottesdienste beim Kirchenausgang oder vor der Kirche draussen um ihre Unterschrift zu bitten. Dazu scheint es mir aber notwendig zu sein, die Frauen und Männer über Sinn und Zweck der Unterschriftensammlung zu informieren. Dies wird wohl in der Regel durch eine Vertreterin der Frauengemeinschaft geschehen. Ich bitte die Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Frauen dabei zu unterstützen.

Paul Zemp

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Wallfahrt der Schweizer Katholiken

Das zentrale Organisationskomitee für die Vorbereitung und Durchführung der gesamtschweizerischen Wallfahrt vom 14. August 1988 nach Einsiedeln, ist am Dienstag, 26. Januar 1988, in Zürich zum ersten Mal zusammengetreten. Dem Komitee gehören neben den Delegierten der Diözesen, der Orden und der Pilgergruppen, auch Vertreter der öffentlichen Verkehrsbetriebe und der Behörden an. Präsident ist Peider Ruepp, Bern. Ziel dieser Wallfahrt ist, den Abschluss des Marianischen Jahres feierlich zu begehen. Die Schweizer Bischöfe haben alle Katholiken unseres Landes zu einer gemeinsamen Eucharistiefeier am zweiten August-Sonntag auf dem Klosterplatz in Einsiedeln eingeladen. Dieses gemeinsame Fest soll den Glauben stärken und die Gemeinschaft der Kirche vertiefen. Damit wird ein Anliegen von Papst Johannes Paul II. aufgenommen: Die Christen machen sich mit Maria, dem Vorbild unseres Glaubens in die Vorsehung Gottes, zuversichtlich auf den Weg in das dritte Jahrtausend.

Ökumenische Arbeitsgruppe «Neue religiöse Bewegungen in der Schweiz»

Die ökumenische Arbeitsgruppe «Neue religiöse Bewegungen in der Schweiz» der Schweizer Bischofskonferenz und des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes traf sich zu einer Arbeitstagung im evangelischen Bildungszentrum Leuenberg. Sie plante ihr Seminar zum Thema «Botschaften aus dem Jenseits? – Spiritismus als Herausforderung», das am 27./28. Mai 1988 in Zürich, Paulusakademie, stattfinden wird. Denn dieser Problemkreis ist im Augenblick besonders aktuell.

Auch möchte sie ihre Medienarbeit verstärken, um die Öffentlichkeit über Probleme um die neuen religiösen Bewegungen besser zu informieren und auf die Hilfen aufmerksam zu machen. Diese Hilfen bieten mehrere Beratungsstellen in den Regionen der Schweiz an, die mit der Arbeitsgruppe in Verbindung stehen. Deutlich wurde von den Mitgliedern der Arbeitsgruppe die gewaltsame Entführung und Umerziehung (Deprogramming) von Angehörigen neuer religiöser Bewegungen als Ausstiegshilfe abgelehnt.

Kontaktstellen: Kaplan Joachim Müller, Schmiedgasse 4, 9403 Goldach, Telefon 071-41 22 65; Pfr. Alfred Kunz, Peterskirchplatz 8, 4056 Basel, Telefon 061-25 20 86.

Bistum Basel

Unio apostolica

Die Unio apostolica lädt alle interessierten Diözesanpriester aus dem Kanton Luzern und der nähern Umgebung zu einem Priestertreffen nach Eschenbach (LU) ein auf Mittwoch, den 10. Februar, um 10.00 Uhr ins Pfarrsäli des Pfarrhauses. Einmal im Vierteljahr wollen wir Priester einander unsere Zeit widmen und jedem die gebührende Achtung im gegenseitigen Gespräch erweisen nach dem Spruch: «Die Ehrfurcht ist das Grösste; denn sie ist der Kern der Liebe.» Wir sprechen miteinander über die Würde des Priestertums. Am Vormittag über das Priestertum Christi des Erlösers und am Nachmittag über unser Priestertum. Um 11.30 Uhr werden wir mit den Chorfrauen der Zisterzienserinnenabtei die Sext beten und um 15.00 Uhr zum Abschluss die Non. Dazwischen werden wir in einem Gasthof gemeinsam das Mittagessen einnehmen und das brüderliche Zusammensein pflegen. Gerne hoffe ich, dass ich auf diese Weise dem Wunsch unseres Diözesanbischofs nachkommen kann, die Unio apostolica auf ganz freiwilliger Basis in ihrem Anliegen zu beleben.

Anton Bossart, Dekan, Eschenbach

Bistum Chur

Ernennung

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte:

– *Reto Häfliger,* bisher Kaplan in Stans, zum Vikar der Pfarrei Heilig Kreuz in Zürich-Altstetten.

Ausschreibungen

Infolge Demission des bisherigen Amtsinhabers wird die Pfarrei *Oberrieden* zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum *25. Februar 1988* beim Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Infolge Demission des bisherigen Amtsinhabers wird die Pfarrei *Bonstetten* zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum *25. Februar 1988* beim Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Neue Bücher

Päpstliche Soziallehre

Carlo Maria Martini, Unterwegs zur Stadt Gottes. Ein neues soziales Engagement der Christen, Otto Müller Verlag, Salzburg 1986, 87 Seiten.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Walter Amstad, stud. theol., Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Rudolf Cifrić, Hüslimattstrasse 2, 4132 Muttenz

Gregor Ettlin, stud. theol., Süsswinkelgasse 9, 7000 Chur

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Max Hofer, Bischofsvikar, Informationsbeauftragter des Bistums Basel, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn

Dr. Johann Rotten SM, Direktor des International Marian Research Institute, University of Dayton, Dayton, Ohio 45469-0001, USA

Dr. P. Ljudevit Rupcić OFM, Professor, Aleja B. Bujića 111, YU-71000 Sarajevo

Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Informationsbeauftragter des Bistums St. Gallen, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

Dr. Paul Zemp, Geistlicher Begleiter des SKF, Pfarrer, 4515 Oberdorf

Beat Züger, stud. theol., Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

---

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 50 15

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden, Telefon 071 - 91 17 53

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Carlo Maria Martini ist als Erzbischof der norditalienischen Metropole Mailand mit vielfältigen Problemen des sozialen Lebens konfrontiert. Der vorliegende Band mit Ansprachen an Teilnehmer verschiedener Kongresse (Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, Mediziner, Angestellte im öffentlichen Dienst, Vereinigung katholischer Juristen) zeigt, dass der Bibelwissenschaftler mit ausgeprägtem Engagement in der sozialen Realität steht, ein Seelsorger, der auch seine Betroffenheit über Ungerechtigkeiten und existentielle Nöte nicht verbirgt. Eine imponierende Übertragung von der Bibel in die Gegenwart zeigt die Karfreitagsansprache 1984 in Mailand. Kardinal Martini beruft sich auffallend oft auf soziale Aussagen Johannes Pauls II. (besonders «Laborem exercens»). Ein Medium päpstlicher Sozialbotschaft und Soziallehre! *Leo Ettlin*

Einsiedeln

Georg Holzherr, Einsiedeln. Kloster und Kirche Unserer Lieben Frau. Von der Karolingerzeit bis zur Gegenwart, Verlag Schnell & Steiner, München 1987, 104 Seiten.

Was dieser Band auf knapp hundert Seiten alles enthält, ist erstaunlich. Die reiche Fülle dokumentierender Photographien in Farben und schwarz/weiss von P. Damian Rutishauser sei vorweggenommen. Da ist viel mehr vorhanden als konventionelles Bildmaterial, das man von solchen Kunstführern erwartet. Hier wird nun eine ganze Menge von Illustrationen auch aus Archiv- und Bibliotheksbeständen und aus den Sammlungen des Stiftes ausgebreitet.

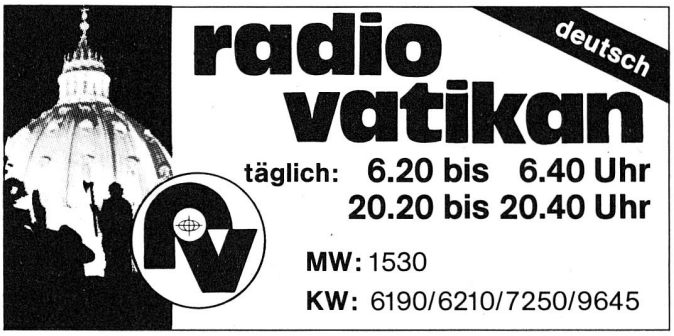
Was im Reichtum der Bilder angedeutet ist, bietet in erschöpfender, doch gedrängter Fülle der Textteil von Abt Georg Holzherr. Der Vater des Klosters hat sich mit grosser Hingabe, Liebe und Sorgfalt in die Kloster- und Kunstgeschichte seines 1150jährigen Gotteshauses eingearbeitet, und so bietet er hier eine Übersicht von gestochener Klarheit. Da ist auf gedrängtem Raum ein Kompendium entstanden, das eine Bibliothek von Spezialliteratur assimiliert hat. Architektur- und Kulturgeschichte gehen da mit der speziellen Geschichte des Konventes einher und verflechten sich zu einer originellen Einheit. Der Leser und auch der bei Einzelheiten verweilende Betrachter orientiert sich leicht nach einem konsequent durchgearbeiteten System von Randnummern. Sie verweisen auf Zusammenhänge und machen das Verweilen in der altehrwürdigen Kulturstätte im Finsteren Wald erst recht zu einem bildenden Genuss. *Leo Ettlin*

Welcher Schweizer Priester hätte Freude, gegen entsprechende Bezahlung seine Kräfte als

Hausseelsorger

in einem Alters- und Pflegeheim zur Verfügung zu stellen. Das Heim wird von Schwestern geleitet.

Eilofferten einsenden unter Chiffre 1516 an die Inseraten-Verwaltung der SKZ, Postfach 4141, 6002 Luzern



Wir suchen per Mitte April 1988 oder nach Vereinbarung eine/n vollamtliche/n

Katecheten/Katechetin/ Jugendseelsorger/in

Aufgabenbereich:
- Einsatz mit Schwergewicht Jugendarbeit
- Religionsunterricht an der Oberstufe
- Mitwirken bei (Jugend-)Gottesdiensten
- fachliche Begleitung bestehender Jugendgruppen
- nachschulische und offene Jugendarbeit innerhalb der Pfarreijugend
- Mitarbeit in der seelsorgerlichen Betreuung der Gemeinde
- Mitarbeit in verschiedenen Gremien der Pfarrei

Wir bieten:
- Möglichkeiten zur Weiterbildung
- zeitgemässe Besoldung und Sozialleistungen

Schriftliche Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen erbeten an: Katholische Kirchgemeinde Dielsdorf, z. Hd. Herrn F. J. Kaufmann, Sägestr. 39, CH-8157 Dielsdorf.
Für telefonische Auskünfte stehen Ihnen gerne zur Verfügung: Herr Philipp Speckon, Pfarrer, Tel. 01 - 853 16 65, oder Herr F. J. Kaufmann, Präsident, Tel. 01 - 853 34 24

Kath. Kirchgemeinde Hergiswil am See (NW)

Unsere Pfarrei zählt ca. 3500 Katholiken. Die Seelsorge in unserer Pfarrei wird von einem Team geleitet, bestehend aus einem Pfarrer, einem Pfarrhelfer und einer Katechetin, die zugleich im Pfarrei-Sekretariat tätig ist.

Wir suchen auf Mitte August 1988 oder nach Vereinbarung

Katechetin/Katecheten im Vollamt

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht Ober- und Mittelstufe
- Mitarbeit im Pfarreiteam
- Gestaltung von Kinder-, Jugend- und Familiengottesdiensten
- Begleitung der Gruppe für voreucharistische Gottesdienste
- Jugendarbeit

Erwünscht sind:
- Ausbildung als Katechet
- Teamfähigkeit und Einsatzfreude

Auskunft erteilen:
Pfarrer Josef Zwyssig, Telefon 041 - 95 11 34
oder Berta Blättler, Kirchenrat, Telefon 041 - 95 19 10

Katholische Kirchgemeinde Jonschwil SG

Da unser langjähriger Mesmer altershalber die Demission eingereicht hat, suchen wir einen

Mesmer
Mitarbeiter in der Seelsorge

Die Tätigkeit umfasst:
- Mesmerdienst an der Pfarrkirche
- Verwaltung des Pfarreiheims
- Begleitung der Jugendarbeit
  evtl. Erteilung von Unterricht

Der Aufgabenbereich kann den Neigungen des Bewerbers angepasst werden. Unsere Pfarrei zählt 1800 Katholiken.

Wer selbständiges Arbeiten und dörfliche Geborgenheit liebt, melde sich bitte zum Gespräch beim Pfarrer Bernhard Sohmer, Telefon 073 - 23 42 23.

Ihre Bewerbung richten Sie an Robert Storchenegger, Präsident der Kirchenverwaltung, Gräsau, 9243 Jonschwil

Die **kath. Kirchgemeinde Altdorf (UR)** sucht auf Mitte August

hauptamtliche Katechetin (evtl. Katecheten)

Aufgabenbereich:
- Erteilen von Religionsunterricht auf der Unter- und Mittelstufe;
- Mitgestalten von Schülergottesdiensten;
- Mitgestalten von voreucharistischen Gottesdiensten;
- weitere Mitarbeit in der Pfarrei St. Martin (z. B. Elternarbeit, Familiengottesdienste, Betagten- und Krankenseelsorge).

Weitere Auskünfte erhalten Sie bei Arnold Furrer, Pfarrer, Kirchplatz 7, 6460 Altdorf, Telefon 044 - 2 11 43, oder bei Sr. Mechtildis Grüter, Vogelsanggasse 12, 6460 Altdorf, Telefon 044 - 2 15 85.
Ihre Bewerbung richten Sie bitte bis 15. März 1988 an Arnold Furrer, Kirchplatz 7, 6460 Altdorf

Zu verkaufen

neues Orgelpositiv

4 Register mit angehängtem Pedal und Prospekt (Pedalausbau ist möglich). Gehäuse aus massiver Bündnerfichte.
Masse: Höhe 225 cm, Breite 145 cm, Tiefe 66 cm.

Orgelbau Hauser, 8722 Kaltbrunn, Telefon 055 - 75 24 32

Gesucht
auf den 1. Mai 1988 oder nach Vereinbarung

Pfarreisekretärin/ Pfarrhaushälterin

im kath. Pfarrhaus von Lichtensteig (Toggenburg).

Wenn Sie Freude und Interesse an dieser vielseitigen Aufgabe haben, melden Sie sich bitte bis 15. Februar 1988 bei Pfarrer A. Thaler, Schabeggweg 11, 9620 Lichtensteig (Telefon 074 - 7 14 83)

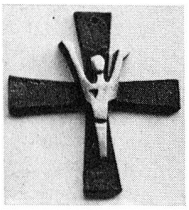
Alle
KERZEN
liefert
HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

40jähriger Mann sucht Stelle als
Katechet und Jugendseelsorger
der Oberstufe. Vorzugsweise Bistum Chur.

Angebote bitte unter Chiffre 1512 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Palladius
Historia Lausiaca. Die frühen Heiligen in der Wüste

Hrsg. und aus dem Griechischen übertragen von Jacques Laager. 350 Seiten, 6 Farbtafeln, geb., Fr. 25.50. Manesse Verlag – Die Historia Lausiaca, der anschauliche, von tiefer Menschlichkeit durchdrungene Bericht über das Leben der Eremiten und Anachoreten, die an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert bereits in der dritten oder vierten Generation in der ägyptischen Wüste und in Palästina ihr asketisches, Gott geweihtes Leben führten, verdanken wir Lauson, dem Oberkämmerer am byzantinischen Hof. Er bat den Palladius niederzuschreiben, was er als Mönch unter Mönchen erfahren hat.
Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern



Kommunion-Andenken
aus dem Künstleratelier

Wir liefern 10 verschiedene Modelle in original Alu-Guss, schwarz patiniert, mit polierter Figur. Verlangen Sie Prospekte.

Josef Ammann, Kunstatelier, Bachtobelstr. 6, 9534 Gähwil, Tel. 073 - 31 41 22

Neue Steffens-Mikrofonanlage jetzt auch in der Stadtkirche zu Rapperswil.
Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich unsere Mikrofonanlage zur Probe.

Wir kooperieren mit der bekannten Firma Steffens auf dem Spezialgebiet der Kirchenbeschallung und haben die Generalvertretung für die Schweiz übernommen.

Seit über **25 Jahren** entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofonanlagen für Kirchen auf internationaler Ebene.

Über Steffens-Mikrofonanlagen hören Sie in mehr als **5000 Kirchen,** darunter im Dom zu Köln oder in der St.-Anna-Basilika in Jerusalem.

Auch arbeiten in **Ardez/Ftan, Brütten, Chur, Davos-Platz, Dübendorf, Engelburg, Genf, Immensee, Meisterschwanden, Morges, Moudon, Muttenz, Nesslau, Ramsen, Rapperswil, Ried-Brig, Rümlang, Schaan, Vissoie, Volketswil, Wasen, Oberwetzikon, Wil, Winterthur** und **Zürich** unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

Steffens Elektro-Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schikken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 042-221251**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge. ○
Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert. ○
Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage. ○
Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel:
Strasse:
Ort:
Telefon:
Bitte ausschneiden und einsenden an:
Telecode AG, Industriestrasse 1
6300 Zug, Telefon 042/221251

N/2/88

Sekretärin anfangs Vierzig sucht Aufgabe in **Pfarreisekretariat** oder sonst **kirchlichem Dienst.**

Sie erhofft sich in der neuen Aufgabe auch Gelegenheit zum Hineinwachsen in die Pastoralarbeit.
Raum Ostschweiz/Rheintal/Zentralschweiz bevorzugt.
Arbeitsaufnahme nach Vereinbarung.

Antwort wird erbeten an Chiffre 1514 Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Suche auf Sommer 88 als erfahrene Religionslehrerin einen neuen Wirkungskreis auf Unter- und Mittelstufe.

Wo ist die Pfarrei in der Innerschweiz, in welcher ich die Kinder begeistern kann?

Angebote bitte unter Chiffre 1515 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

5/4. 2. 88

Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Aargau

Auf das Frühjahr 1988 suchen wir **im Halbamt** an einer unserer aargauischen Kantonsschulen

Religionslehrer(in)

Wir verlangen:
- abgeschlossenes Theologiestudium und evtl. Spezialausbildung;
- wenn möglich bereits einige Jahre Praxis an einer Mittelschule oder in der Seelsorge.

Wir bieten:
- gute Besoldung und Anschluss an unsere Pensionskasse;
- Erfahrungsaustausch mit vier weiteren Religionslehrern an aargauischen Mittelschulen und Begleitung der Arbeit durch eine Fachkommission;
- für ein weiteres Halbamt sind verschiedene Einsatzmöglichkeiten bei der Landeskirche oder in einer Pfarrei denkbar.

Wir erwarten gerne Ihre **Anmeldung** mit den üblichen Unterlagen an das Sekretariat der Römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Aargau, Feerstrasse 8, Postfach, 5001 Aarau, Telefon 064 - 22 16 22, bis zum 13. Februar 1988.

Weitere **Auskünfte** und zusätzliche Informationen erhalten Sie auch bei Herrn Kantonaldekan Arnold Helbling, Wettingen, Telefon 056 - 26 98 31, oder beim Kommissions-Präsidenten, Herrn Dr. Alfons Merki, Chefarzt, Unterentfelden, Telefon 064 - 43 61 71

A. Z. 6002 LUZERN

Herrn
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989